

# **Systematische Aussprachefehler deutscher Muttersprachler im Englischen – Eine phonetisch-phonologische Bestandsaufnahme**

Sonja Biersack

Institut für Phonetik und Sprachliche Kommunikation  
Ludwig-Maximilians-Universität München  
Schellingstr. 3  
D-80799 München

## **Abstract**

**Title: Systematic Pronunciation Mistakes of German Natives Speaking English – A Phonetic-Phonological Survey**

The present thesis aimed at systematically illustrating the pronunciation mistakes of German natives speaking English, at explaining those pronunciation mistakes by means of a contrastive phonological analysis of German and English, and at providing a basis for second language teaching and further empirical research.

RP (so-called *received pronunciation*) was chosen as the ‘target’ variant for English as the second language; it was both the basis for the phonological analysis and a prerequisite for choice of speakers. This was in accordance with the guidelines of German schools and universities where RP is the predominantly taught variant. With phonetic and phonological accounts of English being mostly accounts of RP, it also facilitated the reviewing process of the relevant literature.

The thesis consisted of four main parts:

1. A discussion of the role RP plays for English native speakers in Britain and learners of English in Germany.
2. A detailed and systematic comparison between English and German, taking into account the concrete sound inventory, the most relevant allophones, the morpheme- and syllable structures.
3. An illustrative catalogue of pronunciation mistakes as they occur due to the different patterns

of native and foreign language, and result from the inconsistencies of foreign language teaching abroad.

4. A summary of the results from the theoretical and the applied part of the thesis with an outlook on how those results could be applied to both foreign language teaching and further empirical research.

The contrastive analysis followed in large parts the taxonomic-phonemic concept of Daniel Jones, A. C. Gimson and John Wells, which has been traditionally taught at the University College London. The data presented in the third part of the thesis was obtained from six non-native and six native speakers of English. The illustration of pronunciation mistakes mentioned above was exemplified by means of sonagrams and audio data.

The analysis of authentic, non-native speech samples showed that pronunciation mistakes, up to a certain degree, were indeed predictable from the phonological analysis; they revealed a systematic pattern, both interindividually and intraindividually. Even advanced learners of English were found to make a substantial number of mistakes that could be assigned to an overgeneralisation or incorrect transfer of sounds, features and rules occurring in their native language German.

Die vorliegende Arbeit ist eine leicht überarbeitete Fassung meiner Magisterarbeit, die ich im März 2002 an der Philosophischen Fakultät für Sprach- und Literaturwissenschaften II der Ludwig-Maximilians- Universität München für das Fach “Phonetik und Sprachliche Kommunikation” eingereicht habe.

Mein besonderer Dank gilt Dr. Phil Hoole, der mir nicht nur als *native speaker* eine große Hilfe war, sowie Prof. Hans G. Tillmann, der diese Arbeit mit viel Enthusiasmus und Interesse angenommen hat. Danken möchte ich auch den übrigen Mitgliedern des Institutes für ihre Unterstützung und die oft so dringend benötigte Ablenkung - allen voran Felix Schaeffler.

Der ursprünglichen Magisterarbeit lag eine Audio-CD mit Hörbeispielen bei. Auf diese CD beziehen sich entsprechende Hinweise im Text (in Verbindung mit dem -Symbol und fortlaufenden Nummerierungen). Aus praktischen Gründen konnte der vorliegenden Zeitschrift kein Tonträger beigelegt werden. Die Hörbeispiele können jedoch auf der Webseite der FIPKM abgerufen werden (<http://www.phonetik.uni-muenchen.de/Forschung/FIPKM/Index.html>).

# Inhaltsverzeichnis

<b>1 Vorbemerkungen</b>	<b>1</b>
1.1 Zielsprache Englisch . . . . .	1
1.2 Die Rahmenbedingungen für diese Arbeit . . . . .	1
1.3 Der Stand der Forschung . . . . .	1
1.4 Ziel und Aufbau dieser Arbeit . . . . .	2
1.5 Symbole, Zeichen, Konventionen . . . . .	3
<b>I Grundlagen</b>	<b>5</b>
<b>2 Das RP als Aussprachevariante des Englischen</b>	<b>5</b>
<b>3 RP lehren und lernen</b>	<b>7</b>
<b>II Systematischer Vergleich</b>	<b>10</b>
<b>4 Die Lautinventare</b>	<b>10</b>
4.1 Zentrale und periphere Allophone . . . . .	10
4.2 Konsonanten . . . . .	14
4.3 Vokale . . . . .	20
<b>5 Silbenstrukturbedingungen</b>	<b>27</b>
5.1 Das Grundgerüst der englischen und der deutschen Silbe . . . . .	27
5.2 Universalialia . . . . .	32
<b>6 Morphemstrukturbedingungen</b>	<b>35</b>
6.1 Stimmkongruente Suffigierungen . . . . .	35
6.2 Morpheminterne Kombinationen von [ŋ] + [g] . . . . .	35
6.3 Vokalalternationen . . . . .	36
<b>7 Assimilationsprozesse</b>	<b>36</b>
7.1 Regressive Assimilation . . . . .	36
7.2 Progressive Assimilation . . . . .	37
7.3 ‘Yod Coalescence’ . . . . .	37
<b>8 Reduktionsprozesse</b>	<b>37</b>
8.1 ‘Weak Forms’ . . . . .	38
8.2 Schwa-Elision und Resyllabifizierung . . . . .	41
<b>9 Prosodie</b>	<b>41</b>
9.1 Wort- und Phrasenakzente . . . . .	42
9.2 Intonation . . . . .	43
<b>III Illustrative Daten</b>	<b>47</b>

<b>10 Die Verknüpfung von phonologischer Analyse und phonetischen Daten</b>	<b>47</b>
<b>11 Versuchspersonen</b>	<b>47</b>
<b>12 Methodik</b>	<b>48</b>
<b>13 Korpus</b>	<b>49</b>
13.1 Textvorlage . . . . .	51
13.2 Transkription . . . . .	52
<b>14 Auswertung</b>	<b>53</b>
14.1 ‘Dark l’ . . . . .	53
14.2 [æʹ] versus [e̞] . . . . .	56
14.3 Die Diphthongisierung von Monophthongen . . . . .	59
14.4 Die morpheminterne Kombination von [ŋ] + [g] . . . . .	60
14.5 Reduktionen . . . . .	61
14.6 ‘Linking r’ und andere Linking-Phänomene . . . . .	67
<b>IV Schlußfolgerungen für Theorie und Praxis</b>	<b>71</b>
<b>Literaturverzeichnis</b>	<b>75</b>
<b>Anhang</b>	<b>77</b>
<b>A Das Internationale Phonetische Alphabet (IPA)</b>	<b>78</b>
<b>B Die Umsetzung der zentralen Allophone in SAMPA</b>	<b>79</b>
<b>C Weitere Sonagramme zu 14.1: ‘Dark l’</b>	<b>80</b>
<b>D Weitere Sonagramme zu 14.2: [æʹ] versus [e̞]</b>	<b>81</b>
<b>E Weitere Sonagramme zu 14.3: Die Diphthongisierung von Monophthongen</b>	<b>83</b>
<b>F Weitere Sonagramme zu 14.4: [ŋ] + [g]</b>	<b>84</b>
<b>G Weitere Sonagramme zu 14.5: Reduktionen</b>	<b>85</b>
<b>H Weitere Sonagramme zu 14.6: Linking-Phänomene</b>	<b>86</b>
<b>I Unerwartetes in muttersprachlichen Realisierungen</b>	<b>87</b>
<b>J Ein weiterer Fehler bei der Stimmtongebung</b>	<b>88</b>
<b>Abbildungsverzeichnis</b>	
1 ‘Clear l’ statt ‘dark l’ in <u>hill or in</u> ,  1 . . . . .	54

2	Zwischen ‘clear l’ und ‘dark l’ in <u>hill or in</u> , ②	55
3	‘Clear l’ in <u>let’s</u> , ③	56
4	Fehlende Vokalqualitäten-Unterscheidung in <u>bed, bet, bat</u> , ④	57
5	Keine Diphthongisierung in <u>zoo</u> , ⑤	59
6	Fehlender Plosiv in <u>England</u> , ⑥	60
7	Zuwenig Reduktionen in <u>extraordinary</u> , ⑦	62
8	Zuwenig Reduktion in <u>for your</u> , ⑧	63
9	Zuwenig Reduktion in <u>Tottenham Court Road</u> , ⑨	65
10	Zuviel Reduktion in <u>London</u> , ⑩	66
11	Nur teilweises ‘linking’ in <u>where it is</u> , ⑪	67
12	Kein ‘linking’ in <u>houses I’ve ever</u> , ⑫	69
13	‘Clear l’ statt ‘dark l’ in <u>hill or in</u> , ⑬	80
14	Nativenahes ‘dark l’ in <u>hill or in</u> , ⑭	80
15	Zwischen ‘clear l’ und ‘dark l’ in <u>hill or in</u> , ⑮	80
16	Unzureichende Vokalqualitäten-Unterscheidung in <u>bed, bet, bat</u> , ⑯, ⑰	81
17	Unzureichende Vokalqualitäten-Unterscheidung in <u>bed, bet, bat</u> , ⑰	82
18	Keine Diphthongisierung in <u>zoo</u> , ⑱	83
19	Fehlender Plosiv in <u>England</u> , ⑲	84
20	Zu wenig Reduktionen in <u>extraordinary</u> , ⑳	85
21	Reduktionen in <u>extraordinary</u> , ㉑	85
22	Zu wenig Reduktionen in <u>extraordinary</u> , ㉒	85
23	Nur teilweises ‘linking’ in <u>where it is</u> , ㉓	86
24	Kein ‘linking’ in <u>houses I’ve ever</u> , ㉔	86
25	Glottalisierung statt ‘linking r’ in <u>beer and</u> , ㉕	87
26	Keine Stimmtonunterscheidung in <u>use(v)</u> bzw. <u>use(n)</u> , ㉖	87
27	Fehlende Stimmtongebung im Onset von <u>zebra</u> , ㉗	88

# 1 Vorbemerkungen

## 1.1 Zielsprache Englisch

Eine Arbeit, die sich mit dem Verhältnis von Mutter- und Fremdsprache beschäftigt, muß zumindest für die ‘Zielsprache’ mehr festlegen als nur den Namen der Sprache. Dies gilt insbesondere dann, wenn in der Zielsprache mehrere Standards nebeneinander existieren, wie das im Englischen der Fall ist. Da das britische Englisch immer noch als Standard an deutschen Schulen und Universitäten gilt und hier wiederum das RP (‘received pronunciation’) die aus vielen Gründen am stärksten standardisierte und am besten beschriebene Aussprachevariante ist (siehe Kapitel 2), habe ich mich von vornherein dazu entschieden, RP als das Zielsystem meiner Untersuchungen anzusetzen. Das RP kann in etwa als Pendant zum Hochdeutschen bezeichnet werden, ist allerdings in seinem Status mit weit mehr Kontroversen verbunden. Diese Kontroversen sollten – zumindest im Rahmen einer kurzen Einführung – diskutiert werden (siehe ebenfalls Kapitel 2). Gleichzeitig wird in dieser Arbeit auch auf einige der Gründe einzugehen sein, die das konsistente Lehren und Erlernen von RP in Deutschland problematisch macht (siehe Kapitel 3).

Als Referenzwerk für alle Zweifelsfälle hinsichtlich der Standardlautung aber auch der Varianten des RP liegt dieser Arbeit das ‘English Pronunciation Dictionary’ [61] (im folgenden: EPD) von WELLS zugrunde. Dieses Aussprachewörterbuch basiert auf empirischen, in erster Linie quantitativen, Daten (vgl. hierzu [61]:xi f.) und gilt in der Fachliteratur mittlerweile als maßgebend. Für das Deutsche wurde das Aussprachewörterbuch des DUDEN-Verlags [38] zu Rate gezogen.

## 1.2 Die Rahmenbedingungen für diese Arbeit

Dieser Arbeit vorausgegangen ist die Möglichkeit, am Institut für Englische Philologie, München, ein Tutorium zu den dort für das Lehramt Englisch obligatorischen ‘Phonetik und Phonologie’-Kursen zu übernehmen. Im Laufe dieser Tutorien, insgesamt drei an der Zahl, konnte ich nicht nur einen guten Einblick in die Lehrbuchbeschreibungen ‘deutscher Aussprachefehler’ gewinnen, sondern auch in die praktischen Probleme mit Aussprache wie Lehrbuchbeschreibungen bei den StudentInnen.

Eine weitere wichtige Voraussetzung war ein halbjähriges Auslandsstudium am University College London (Department of Phonetics and Linguistics) und dort insbesondere die Kurse bei Professor JOHN WELLS, JOHN HARRIS und MICHAEL ASHBY, die mir das Gefühl für die englische Phonologie und Phonetik vermittelt haben. Nicht zuletzt hatte ich es dort tagtäglich mit RP-SprecherInnen par excellence zu tun.

Udenkbar wäre diese Arbeit aber ohne die hilfsbereiten Anglistik-StudentInnen und englischen MuttersprachlerInnen gewesen, die sich für die Aufnahmen kostenlos zur Verfügung gestellt haben.

Unentbehrlich waren schließlich auch die professionellen Aufnahmemöglichkeiten am Institut für Phonetik und Sprachliche Kommunikation, die den Kosten- und Zeitaufwand für diese Arbeit erheblich verringert und gleichzeitig analysierbare Daten hoher Qualität ermöglicht haben.

## 1.3 Der Stand der Forschung

Eine Arbeit, die sich mit einem vielschichtigen, da aus vielen Quellen gespeisten, Problem wie ‘Aussprachefehlern’ beschäftigt, wird zwangsläufig die Ergebnisse verschiedener Forschungsrich-

tungen einbeziehen müssen:

Zunächst einmal stellt der **Zweitspracherwerb** ('second language acquisition') als solches ein großes Forschungsgebiet dar – und zwar sowohl in Bezug auf das Erlernen einer bestimmten Sprache als auch in Bezug auf den Zweitspracherwerb als phonetisches, (psycho-)linguistisches und sozio-kulturelles Phänomen. Begrenzen wir die Übersicht auf Arbeiten, die sich zumindest in Teilen dem Verhältnis von deutscher Muttersprache und englischer Fremdsprache widmen, so haben wir es einerseits mit praxisorientierten Aufsätzen zur Methodik für FremdsprachenlehrerInnen und -dozentinnen zu tun (so z.B. bei den von BILL BARRY editierten Konferenzbänden [4] und [6]), andererseits mit Arbeiten, die z.B. den Einfluß der Muttersprache auf die fremdsprachliche Perzeption überprüfen ([9], [59] und [54]), den Einfluß von Persönlichkeit, Imitation und Talent auf den Lernprozeß ([39] und [11]) usw. Eine dritte, etwas weniger häufige Variante ist die deskriptive Auswertung der fremdsprachlichen Kompetenz, wie sie von GERMER [18] und noch sehr viel umfangreicher von PASCOE [45] vorgenommen wird.

Ein anderes großes Forschungsgebiet ist der **kontrastive Sprachvergleich**, dem sich wiederum die verschiedensten Disziplinen widmen. Für uns relevant sind hier in erster Linie Untersuchungen aus der Phonologie und Phonetik, natürlich wiederum bezogen auf das Deutsche und Englische. Im Bereich Phonologie sind vor allem die Arbeiten von MOULTON und KUFNER zu nennen: "*The sounds of English and German*" [44] respektive "*Kontrastive Phonologie Deutsch – Englisch*" [33], im Bereich Phonetik DELATTRES "*Comparing the Phonetic Features of English, French, German and Spanish*" [13]. Leider beziehen sich aber gerade diese Standardwerke ausschließlich auf das amerikanische Englisch und sind damit für die vorliegende Untersuchung nur in sehr begrenztem Umfang brauchbar.

Umso wichtiger sind für alle, die das Deutsche explizit mit dem RP vergleichen wollen, die entsprechenden **einzel sprachlichen Beschreibungen**, die für das Deutsche und in noch größerer Zahl für das Englische existieren. In Bezug auf das Deutsche haben hier vor allem KOHLER [30] und WIESE [62] einen großen Beitrag geleistet. Die Namen, die mit der Beschreibung des RP untrennbar verbunden sind, sind sicherlich DANIEL JONES [28] und GIMSON [21]. Mit den Neubearbeitungen von CRUTTENDEN kann vor allem GIMSONS Arbeit als das moderne Standardwerk gelten. Weitere wichtige Autoren sind z.B. GIEGERICH [19] und HARRIS [27]. Sie und andere haben sich in vielerlei Hinsicht von der JONESSchen Tradition gelöst und gewähren neue Einblick in das Englische und dessen Beschreibungsformen.

Schließlich lohnt sich auch immer ein Blick in die **Lehrbücher**, die im Anglistikstudium breite Anwendung finden. SCHERER & WOLLMANN [53] und ARNOLD & HANSEN [2] seien hier nur stellvertretend genannt.

#### 1.4 Ziel und Aufbau dieser Arbeit

Ziel dieser Arbeit ist es, anhand einer kontrastiven phonologischen Analyse des Englischen und des Deutschen Rückschlüsse auf Aussprachefehler deutscher Lerner des Englischen zu ziehen und die Ergebnisse im Anschluß daran mit phonetischen Daten zu illustrieren. Damit soll eine Grundlage geschaffen werden, die es ermöglicht, später weitere empirische Untersuchungen zu speziellen Fragestellungen durchzuführen.

Ein weiterer wichtiger Punkt dieser Untersuchung sind die Konsequenzen aus dem und für den Fremdsprachenunterricht. Eine Theorie zum Zweitspracherwerb wird jedoch nicht angestrebt.

Vier Teilbereiche sind für die vorliegende Arbeit vorgesehen:

1. Eine Erläuterung der Rolle, die das RP für Muttersprachler in Großbritannien und Englischlernende in Deutschland spielt.
2. Ein detaillierter systematischer Vergleich zwischen dem Englischen und dem Deutschen, bezogen auf das konkrete Lautinventar, die wichtigsten Allophone, aber auch unter Berücksichtigung der Morphem- und Silbenstrukturen.
3. Ein illustrierender Katalog von Aussprachefehlern, wie sie sich aus der unterschiedlichen Struktur von Mutter- und Fremdsprache und den Inkonsistenzen des Fremdsprachenunterrichts außer Landes ergeben.
4. Eine Zusammenfassung der Ergebnisse aus dem theoretischen und dem praktischen Teil mit einem Ausblick auf Anwendungsmöglichkeiten für Forschung und Lehre.

Die kontrastive Analyse folgt dem taxonomisch-phonemischen Beschreibungsansatz der englischen Schule und damit der Tradition von JONES, PIKE, BLOCH und HOCKETT.

Die Daten für den dritten Teilbereich dieser Arbeit stammen, wie bereits in Abschnitt 1.2 angedeutet, sowohl von nicht-muttersprachlichen als auch von muttersprachlichen Englisch-SprechernInnen. Die genannte Illustration erfolgt anhand von Sonagrammen und Hörbeispielen.

### 1.5 Symbole, Zeichen, Konventionen

Zur Unterscheidung verschiedener Beschreibungsebenen des 'Wortes' und des 'Lautes' werden die in der Fachliteratur üblichen Symbole verwendet:

<...>	Graphem
{...}	Morphem
/.../	Phonem; phonologische Umschrift
[...]	Phon; phonetische Umschrift

Die Regelschreibung im phonologischen Teil dieser Arbeit richtet sich im großen und ganzen nach den üblichen Konventionen der regelschreibenden Phonologie, lediglich  $\text{Ⓢ}$  und \*! wurden aus einem anderen Bereich der Phonologie, der 'Optimality Theory', entliehen und symbolisieren hier positive bzw. negative Bedingungen für Umgebungen.

#### Generelle Form einer phonologischen Regel:

'A wird zu B im Kontext eines vorangehenden D und nachfolgenden E'

$A \rightarrow B / D \_ E$

#### Epenthese:

$\emptyset \rightarrow A / D \_ E$

#### Tilgung:

$A \rightarrow \emptyset / D \_ E$

**Neutralisierung:**

A → C } / D \_\_ E  
B → C }

**Freie Variation:**

A → B ~ C / D \_\_ E

**Mögliche Umgebung:**

☞ A / D \_\_ E

**Nicht mögliche Umgebung:**

\*! A / D \_\_ E

---

} bezeichnet dabei immer 'Alternativen'.

Die Umgebungen D bzw. E können z.B. sein:

V (Vokal), C (Kons.), # (Wortgrenze), ]<sub>σ</sub> (Silbengrenze), || (Intonationsphrasengrenze)

## Teil I

# Grundlagen

*“ The English have no respect for their language, and will not teach their children to speak it. They cannot spell it because they have nothing to spell it with but an old foreign alphabet of which only the consonants – and not all of them – have any agreed speech value. Consequently no man can teach himself what it should sound like from reading it; and it is impossible for an Englishman to open his mouth without making some other Englishman hate or despise him.”*

aus GEORGE BERNHARD SHAWs Vorwort zu ‘Pygmalion’ [56]

## 2 Das RP als Aussprachevariante des Englischen

Das Englische besteht – wie viele natürliche Sprachen – aus Dialekten. Tatsächlich aber können wohl nur wenige andere Sprachen eine derartige Vielfalt in bezug auf intra-linguistische Variation und geographische Ausbreitung aufweisen. Schon innerhalb Großbritanniens gibt es so unterschiedliche Dialekte wie Südenglisch und Nordenglisch, die schottische, die walisische und die irische Variante. Daneben existiert das Australische, das Neuseeländische, verschiedene ganz selbständige Aussprachenormen in Afrika, Indien und auf den Westindischen Inseln, vor allem aber natürlich das Amerikanische.

Obwohl all diese Dialektregionen beschreibbare Standardformen aufweisen, kommt der traditionellen Standardform Englands, dem sogenannten ‘RP’ kulturell, politisch und wissenschaftlich ein Status zu, den selbst der Amerikanische Standard (‘General American’, kurz: GenAm) wohl erst frühestens seit dem 20. Jahrhundert auf ähnliche Weise beanspruchen kann.

RP steht für ‘Received Pronunciation’, was wiederum soviel heißt wie ‘allgemein anerkannte Aussprache’ (vgl. WELLS, [60]:117). Dies deutet bereits darauf hin, daß es sich hier auch um ein soziales Phänomen handelt. Mehr oder weniger synonym zu diesem Begriff verwendet werden u.a. ‘BBC English’, ‘Standard English’ und ‘Oxford English’. Historisch gesehen hat das RP in seiner phonetischen Erscheinung zweifellos seinen Ursprung im Südosten Großbritanniens, v.a. im Großraum London (vgl. GIMSON, [21]:78 und RAMSARAN, [51]:179), ursprünglich war es das Englisch der Oberschicht. Eine Definition der Gegenwart liest sich jedoch wie folgt:

*“ It is what people mean when they say that someone ‘hasn’t got an accent’<sup>1</sup>. [...] Geographically, RP is associated with England, though not with any particular locality within England. It is the most general type of educated British pronunciation (although there are many highly educated English people who do not use it). Socially, it is characteristic of the upper and upper middle class, insofar as members of the latter class, socially defined, speak an accent not localizable within England. [...] Most of those who speak it have spoken it since childhood; they have not needed to go to speech classes in order to acquire it.”*

WELLS, [60]:117

Trotz der hier angedeuteten ‘geographischen’ Universalisierung bleibt das RP die Aussprachevariante einer Minderheit. Noch heute benutzen es, je nach Einteilung, nur etwa 3 bis 10 % der

---

<sup>1</sup>Zu beachten ist, daß das Englische begrifflich nicht in der Weise zwischen Dialekt und Akzent unterscheidet wie das Deutsche. Der Begriff ‘dialect’ (ohne Pluralform!) bezeichnet zwar ein ähnliches Phänomen wie das deutsche ‘Dialekt’, wird aber vor allem populärwissenschaftlich verwendet und daher von vielen Linguisten und Phonetikern als terminus technicus vermieden. Stattdessen findet sich oft der Begriff ‘variety’, der sowohl Abweichungen der Aussprache als auch die der Syntax, der Morphologie und des Lexikons bezeichnet. Geht es alleine um Unterschiede in der Aussprache, wird wiederum gerne der Begriff ‘accent’ verwendet. Durch Zusätze wie ‘regional accent’, ‘foreign accent’, etc. kann diese Kategorie dann noch einmal genauer differenziert werden. (vgl. hierzu WELLS, [60]:2 f.)

britischen Bevölkerung (vgl. RAMSARAN, [50]:182 bzw. WELLS, [60]:117f.) Daß das RP dennoch solange seinen Status aufrechterhalten konnte – und das über die Grenzen Englands und sogar Großbritanniens hinaus –, liegt vor allem daran, daß das RP immer die Sprache der offiziellen Organe Großbritanniens war. Das begann spätestens Mitte des 16. Jahrhundert mit dem RP als Standard in der Politik, im Handel und vor Gericht (vgl. GIMSON, [21]:78) und setzte sich bis in die 70er Jahre des 20. Jahrhunderts fort, indem z.B. die BBC ausschließlich RP-Sprecher einsetzte. RP wurde und wird zwar von nur wenigen gesprochen, war und ist aber in jedermanns Ohr.

Dementsprechend setzen noch heute viele richtiges, das ideale Englisch und RP gleich. Wie restriktiv sich dies mitunter auf soziale Kontakte auswirkt, konnten bereits zahlreiche psychologische und psycholinguistische Experimente zeigen (vgl. GILES ET AL., [20]): Sprecher des RP werden in den unterschiedlichsten Gesprächskontexten mit ganz bestimmten positiven Eigenschaften assoziiert, nämlich mit Prestige, Kompetenz, beruflicher Eignung und Kooperationsvermögen. Einzig dann, wenn es um weniger statusorientierte Eigenschaften wie Solidarität, Aufrichtigkeit, Freundlichkeit und Großzügigkeit geht, scheint es sich bisweilen als Vorteil zu erweisen, einen anderen Dialekt als RP zu sprechen (ebd.). Zu solchen Untersuchungen paßt, daß Briten, die ihren eigenen Dialekt bewußt modifizieren, dies nachweisbar beinahe immer in Richtung RP tun und daß solche Veränderungen vor allem im Laufe der Ausbildung oder des Berufslebens oder aber als Modeerscheinung innerhalb einer ganzen Dialektgemeinschaft von statten gehen (vgl. GIMSON, [21]:79 und RAMSARAN, [51]:182 f.).

Die immer weitreichendere Aufweichung des Klassensystems innerhalb der britischen Gesellschaft bringt es mit sich, daß das ‘Statussymbol RP’ inzwischen wohl allen Schichten ohne die Gefahr, Anstoß zu nehmen, zugänglich ist, aber auch, daß immer mehr junge Leute das RP als Teil des alten Establishments und der traditionellen Zentralisierung bewußt ablehnen (vgl. GIMSON, [21]:79). Diesem Unbehagen wird heute bereits Rechnung getragen. Immer mehr Firmen lassen – mit Blick auf die emotionale Reaktion ihrer Kunden – in großangelegten Untersuchungen feststellen, welche Dialekte mittlerweile gewinnbringender einsetzbar sind als das RP. So basieren die automatischen Ansagesysteme der British Telecom inzwischen auf irischen Sprechern, werden die Off-Texte in der Fernsehwerbung und sogar zahlreiche Sendungen der BBC von Sprechern aus Liverpool, Newcastle, Schottland und anderen Dialektregionen übernommen (vgl. hierzu z.B. DUNCAN in [14]:2). Nicht zuletzt aufgrund solcher Entwicklungen halten es Forscher schon seit längerem für möglich, daß das RP früher oder später durch einen anderen “*non-localizable but more democratic*” Standard ersetzt wird (WELLS, [60]:118, vgl. aber auch GIMSON [21]:79).<sup>2</sup> Dies alles sind zunächst Gesichtspunkte, die in erster Linie die britische Gesellschaft betreffen. Dennoch gilt es sich meines Erachtens auch beim Zweitspracherwerb außer Landes vor Augen zu halten, daß das RP nicht konnotationsfrei verwendbar ist. Im Rahmen des Schulunterrichts sollte dies zumindest erwähnt werden, auf Universitätsebene und in der Erwachsenenbildung aber müßte es meines Erachtens eigentlich in einem bewußten Entscheidungsprozeß auf Seiten der Lernenden

---

<sup>2</sup>Einen solchen Status könnte schon in naher Zukunft das gegenwärtig in Presse und Forschung vielbeschriebene ‘Estuary English’ einnehmen. In einer ersten Näherung wird das ‘Estuary English’ gerne als Mischform aus RP und Cockney, dem traditionellen Dialekt der Londoner Arbeiterschicht, beschrieben. WELLS Definition verdeutlicht die Relation dieser Komponenten noch einmal: “*I have proposed a new definition of EE: ‘Standard English spoken with the accent of the southeast of England’. This highlights the two chief points: that it is standard (unlike Cockney) and that it is localized in the southeast (unlike RP).*” Noch ist man sich nicht einig, ob es sich hier um eine “*bastardised form of Cockney*” (so bezeichnet von GILLIAN SHEPHERD, einer ehemaligen Bildungsministerin Großbritanniens) oder um “*the new Standard English*” (so bezeichnet im Titel eines Buches von PAUL COGGLE) handelt. Sicher ist nur, daß junge (Süd-)Engländer ‘Estuary English’ im Gegensatz zu RP nicht mehr als Symbol von Exklusivität, sondern als Teil ihrer eigenen Kultur betrachten (vgl. <http://www.phon.ucl.ac.uk/home/estuary/> ).

und der Lehrenden resultieren – nicht zuletzt deshalb, weil in Deutschland im allgemeinen kein ähnlich sensitives Verhältnis zum Standardsystem herrscht.

Auch bei einem Teil der von mir aufgenommenen StudentInnen war in informellen Gesprächen vor und nach den Aufnahmen eine ablehnende Grundeinstellung gegenüber dem RP festzustellen.

### 3 RP lehren und lernen

Zunächst einmal aber ist und bleibt RP das unangefochtene ‘Ausspracheziel’ des Fremdsprachenunterrichts an Schulen, Universitäten und in der Erwachsenenbildung – und das nicht nur in Deutschland, sondern in praktisch allen Ländern Europas.

Dies ist insofern nachvollziehbar, als die Lehrbeauftragten davon ausgehen können, daß das RP aufgrund seiner Verbreitung und seiner Bedeutung überall verstanden wird, daß das RP zunächst keine (negativ belegte) Klassenzugehörigkeit indiziert und daß es als bereits ausreichend beschriebener Standard für Lehrer bzw. Dozenten und Schüler bzw. Studenten ein festes und somit einfach zu befolgendes Muster darstellt (vgl. GERMER, [18]:11 und GIMSON, [21]:271).

Doch schon in der in Schulbüchern und Lehrplänen zu findenden Lautschrift, die eigentlich RP-getreu gedacht ist, haben sich über Jahre hinweg Fehler und Ungenauigkeiten manifestiert. PASCOE kann dies sehr überzeugend anhand einer Anzahl von ihm sorgfältig überprüften Lehrmaterialien und Lehrplänen bayerischer Schulen belegen (vgl. [45]:27 ff.). Wie verheerend die aufgefundenen Mängel sind, läßt sich an PASCOEs Resümee ablesen:

*“Es hat fast den Anschein als hätten sich die für die Transkriptionen in den englischen Lehrplänen Verantwortlichen bemüht, alle Elementarfehler zu machen, die Anfänger in der englischen Phonetik machen, und zusätzlich noch andere.”*

[45]:27

Erschwerend kommt hinzu, daß die Wirklichkeit jenseits des Lehrmaterials ohnehin anders aussieht: Erstens in bezug auf die Lehrkräfte, die zunächst einzigen *“lebenden Modelle”* für die englische Aussprache (vgl. PASCOE, [45]:44) und zweitens in bezug auf die ‘englischsprachige Wirklichkeit’ außerhalb der Schulen. Da den Schulen nur in seltenen Fällen MuttersprachlerInnen als EnglischlehrerInnen zur Verfügung stehen, müßten die nicht-muttersprachlichen Lehrkräfte zumindest über ein außergewöhnlich hohes Niveau in der Fremdsprache verfügen – eine Forderung, die so auch GIMSON unter der Überschrift ‘Teaching the Pronunciation of English’ formuliert:

*“The foreign teacher of English constitutes a special case. He has the obligation to present his students with as faithful a model of English pronunciation as is possible. In the first place, and particularly if he is dealing with young pupils, his students will imitate a bad pronunciation as exactly as they will a good one; and, secondly, if he is using illustrative recorded material, his pronunciation must not diverge markedly from the native model.”*

[21]:273

Daß diese Voraussetzung in Schulen im allgemeinen nicht gegeben ist, können nicht nur PASCOEs Beobachtungen dokumentieren (vgl. [45]:44 ff. und 439). Beinahe alle der von mir aufgenommenen AnglistikstudententInnen beschwerten sich in informellen Gesprächen über die schlechte Aussprache der ehemaligen Englischlehrerinnen und -lehrer, die erst jetzt, da man ‘mehr wisse’ über das Englische, überhaupt als Problem erkannt werde. Und auch hier läßt sich vermuten, daß der bayerische Schulalltag, den PASCOE beobachtet und der größte Teil der eben erwähnten StudentInnen erlebt hat, keine Ausnahme innerhalb Deutschlands bildet. Es ist vielmehr zu befürchten, daß vor allem von seiten der Lehrkräfte, mit einigen wenigen Ausnahmen, kein normgerechter

RP-Input gewährleistet werden kann. Der Versuch, dem ‘Muster’ RP im Alltag des Fremdsprachenunterrichts zu folgen oder es gar weiterzugeben, muß vermutlich als gescheitert bezeichnet werden.

Neben diesen offensichtlich sehr **inkonsistenten** RP-Formen im Rahmen des Unterrichts werden die Schülerinnen und Schüler außerhalb der Klassenzimmer mehr und mehr mit einem amerikanischen statt britisch geprägten Englisch konfrontiert. Das beginnt bei der amerikanischen Aussprache von Produkten in der Werbung und endet bei amerikanischen Nachrichten- und Musiksendern (vgl. DUNCAN, [14]:2 f.). Daß dies nur zu noch größeren Verwirrungen, noch stärkeren Inkonsistenzen und ‘Mischformen’ führen muß, erscheint selbstverständlich. Das Ergebnis ist eine Art ‘Kunst-Englisch’, das denkbar weit weg ist von der muttersprachlichen Realität. Entsprechend konstatiert PASCOE:

*“In Deutschland gibt es zwar keine Lingua-franca-Variante des Englischen, da Englisch als Verkehrsmittel zwischen Deutschen nicht nötig ist; das Englische ist aber im wahrsten Sinne des Wortes in Deutschland endemisch geworden.”*

[45]:47

Trotz dieser ‘ersten Hindernisse’ in der Schulzeit nimmt jedes Jahr eine große Anzahl von SchulabgängerInnen das Anglistikstudium auf. Ein solches Anglistikstudium beinhaltet seit ein paar Jahren neben Literatur- und Kulturgeschichte, zumindest für das Lehramtsstudium, auch einige verpflichtende Kurse zur Linguistik und Phonetik bzw. Phonologie des Englischen.<sup>3</sup> Hier sind plötzlich normgerechte Transkriptionen, Transferleistungen in Hinblick auf Ausspracheregeln und -variationen und ein tiefgehendes Verständnis der eigenen und der Fremdsprache prüfungsrelevant. Im Gegensatz zur Schulzeit wird konsistent RP gelehrt und geprüft. Das Ergebnis sind alarmierend schlechte Klausurergebnisse und überdurchschnittlich hohe Durchfallquoten in diesen Kursen – eine Ausnahme bildet erfahrungsgemäß nur der geringe Prozentsatz an StudentInnen, der bereits im englischsprachigen Ausland gelebt hat.

Am Ende ihres Anglistik-Studiums sollten jedoch alle StudentInnen in der Lage sein, das Englische in der Theorie zu bewältigen, was bisweilen in der Praxis bleibt, ist ein deutscher Akzent.<sup>4</sup> Dieser ‘Restfehler’ ist im allgemeinen nicht mehr Bestandteil der Lehrbücher bzw. Lehrpläne und in der Tat fragt sich: Stellt ein fremdländischer und vielleicht gerade ein deutscher Akzent tatsächlich ein Problem dar, das behoben werden muß? PASCOE würde diese Frage sicherlich mit ‘ja’ beantworten. Er beschreibt in seiner Untersuchung sehr ausführlich, daß ein deutscher Akzent im englischsprachigen Ausland und vor allem in England immer noch zu starken Ressentiments führen kann (vgl. [45]:33 ff.). Diese Ressentiments resultieren ihm zufolge nicht nur aus Assoziationen mit der deutschen Geschichte und der Tatsache, daß die Parodie des ‘typisch deutschen’ Akzentes, das sogenannte **“Mock German English”**, seit Jahrzehnten gezielten Einsatz in den britischen Unterhaltungsmedien findet<sup>5</sup> (ebd.), sondern auch aus etwas weniger offensichtlichen, phonetischen Unterschieden zwischen dem Deutschen und dem Englischen.

---

<sup>3</sup>Die hier und im Folgenden beschriebene Situation gilt insbesondere für die Studienbedingungen am ‘Institut für Englische Phonologie’ an der Ludwig-Maximilians-Universität, München. Für eine Beschreibung vom Standpunkt der (muttersprachlichen) DozentInnen siehe DUNCAN, [14].

<sup>4</sup>Was für LehrerInnen aus diesen StudentInnen werden bleibt abzuwarten. Sicherlich haben sie im Laufe ihres Studiums sehr viel mehr phonetische und phonologische Kenntnisse erworben, als dies noch vor ein paar Jahren möglich bzw. nötig war (s.o.). Diesem ‘neuen’ Wissen wird aber immer noch nicht in den Lehrplänen der Schulen Rechnung getragen.

<sup>5</sup>Eines der berühmtesten Beispiele ist hier wohl CHARLIE CHAPLIN und sein “Great Dictator”. Zentraler Bestandteil ist ein ‘typisch deutscher Akzent’ aber z.B. auch in der Serie ‘Yes Minister’, in mehreren Sketchen der MONTY PHYTHONS, in einer neuen Version der ‘Versteckten Kamera’ ‘Trigger Happy TV’ und sogar bei deutschen Kabarettisten wie GERHARD POLT.

Einen solchen Unterschied beschreibt PASCOE beispielsweise auf prosodischer Ebene:

*“Unfortunately for Germans, intonation mistakes are not registered by native speakers as language errors at all, but as evidence of the speakers character or attitude. The comparative lack of High Falls and Fall-Rises in the English of many Germans makes native speakers of English instinctively judge the Germans to be uninterested or morose, while the oppressively over-common Low Rise make them judge Germans to be aggressive.”*

PASCOE, [46]:114

Die anderer Seite des irritierten, abweisenden oder auch nur belustigten Hörers ist der **verunsicherte Sprecher**. Wie sich bei den von mir aufgenommenen StudentInnen in Gesprächen gezeigt hat, ist die Unsicherheit im Hinblick auf den eigenen Akzent ein sehr realer Faktor, wenn es um das eigene Selbstverständnis in der Fremdsprache geht oder sogar nur um die Bereitschaft, ‘in der Öffentlichkeit’ Englisch zu sprechen.

## Teil II

# Systematischer Vergleich

*“[Das B] wird durchgängig gut ausgesprochen, und ich habe dabei nie einen Fehler, wohl aber oft bemerkt, daß [es] mit dem P verwechselt wird. Bei Engelländern, Franzosen, Italienern, Ungarn, Illiriern und allen mir bekannten europäischen Nationen hab’ ich diese Verwechslung selten, oder wohl gar nie beobachtet. Nur in Deutschland allein wird das P sehr oft anstatt des B gebraucht. Man findet da ganze Provinzen, deren Bewohner ihr ganzes Leben hindurch kein B ausgesprochen haben, ja es nicht einmal aussprechen können. Sie sagen ‘Praun Pier’, ‘Putterprot’ statt ‘Braun Bier’, ‘Butterbrod’, oder sie machen ein W daraus, und sagen ‘awer Haawer’ statt ‘aber Haaber’. Manche werfen das B ganz weg und sagen ‘gestorm’ statt ‘gestorben’, ‘ham’ statt ‘haben’ u.s.f. Sie sind an diese Fehler so gewohnt, daß sie ihnen auch in allen fremden Sprachen, die sie in einem gewissen Alter lernen, anhängen, und daher schon allein wird ihre Aussprache für Ausländer so auffallend, so kraftlos und abgeschmackt.”*

VON KEMPELEN im Jahre 1791, [29]:246 f.

Daß das System der Muttersprache Auswirkungen auf die neu zu erlernende Sprache hat, ist eine zentrale Annahme in der Zweitspracherwerbsforschung und in der kontrastiven Phonologie. Der Grundgedanke ist, daß man die Laute, Merkmale und Regeln seiner Muttersprache so sehr internalisiert hat, daß man dazu neigt, genau diese Laute, Merkmale und Regeln unwillkürlich auf jede andere Sprache zu übertragen. Dies kann durchaus von Nutzen sein, solange Ähnlichkeiten zwischen Ausgangs- und Zielsprache bestehen. Was in der Fremdsprache abweicht, läuft jedoch Gefahr, nicht wahrgenommen oder, wenn doch, möglicherweise übergeneralisiert zu werden. Der störende Einfluß der Muttersprache wird als **interlinguale Interferenz** bezeichnet, die unzulässige Verallgemeinerung abweichender Merkmale in der Fremdsprache als Folge **intraLINGUALER Interferenz** betrachtet (vgl. ARNOLD & HANSEN, [2]:49). Im Falle meiner Untersuchung, in der Ausgangs- und Zielsprache klar festgelegt sind, wird sich die phonologische Analyse in erster Linie auf interlinguale Interferenzen konzentrieren, die sich aus Abweichungen des RP von der Muttersprache (Hoch-)Deutsch ergeben.

## 4 Die Lautinventare

### 4.1 Zentrale und periphere Allophone

Versucht man die in einer Sprache vorkommenden Laute aufzuführen, kann man sich kaum der Diskussion um die Begriffe ‘Phonem’ und ‘Allophon’ entziehen. Denn die zu diesem Zweck traditionelle Darstellungsform ist zweifelsohne das Phoneminventar. Das **Phonem** wird im allgemeinen als ‘kleinste bedeutungsunterscheidende Einheit’ oder etwas genauer als die “*segmental kleinste bedeutungsunterscheidende lautliche Einheit*” definiert (POMPINO-MARSCHALL, [47]:170), das **Allophon** z.B. als ‘auditiv distinkte Variante eines Phonems’ (vgl. THE CONCISE OXFORD DICTIONARY OF LINGUISTICS, [42]). Vor allem der Allophonbegriff wird hier noch genauer zu untersuchen sein.

Die Beziehung zwischen Phonem und Allophon läßt sich gut an einem Schema von TILLMANN verdeutlichen. Nach ihm können Phoneme und Allophone in paradigmatischen Spalten bzw. syntagmatischen Zeilen angeordnet werden (vgl. [57]:136 ff.). Die paradigmatische Ebene entspricht der kontrastiven Distribution, die syntagmatische Ebene entspricht dem Kontext oder der Lautumgebung, in der Allophone komplementär auftreten. In (1) ist dieser zweidimensionale Raum anhand der englischen Beispielwörter *let, slim, clean, will, pistol; wet, swim, queen; pet,*

whip; net, win, piston dargestellt:

		<i>syntagmatische Ebene</i>					
(1)	<i>paradigmatische Ebene</i>	/l/	[l]et	s[l̥]ɪm	k[l̥]i:n	wɪ[l̥]	pɪst[l̥]
	/w/	[w]et	s[w̥]ɪm	k[ɰ]i:n			
	/p/	[p <sup>h</sup> ]et			wɪ[p <sup>h</sup> ]		
	/n/	[n]et			wɪ[n]	pɪst[n]	

Nicht erfaßbar sind in diesem Raum die fakultativen Varianten, die auf der paradigmatischen Ebene angesiedelt werden müßten, aber zu keiner Bedeutungsunterscheidung führen (vgl. dt. *Rose*: [ʁo:zə], [ʁo:zə], [ʁo:zə]). Hier hat der Sprecher die freie Wahl, der Vorgang ist nicht systematisch und damit nicht regelhaft zu beschreiben.

Nicht nur erfaßbar sondern herleitbar sind in diesem Raum die Phoneme einer Sprache: Sie werden anhand von Minimalpaaranalysen gewonnen, die die in dieser Sprache kontrastiven Laute (der paradigmatischen Ebene) von den nicht-kontrastiven (der syntagmatischen Ebene) trennen. Daraus ergibt sich ein Konzept, das sowohl das Lexikon der entsprechenden Sprache – und damit die Bedeutungsebene – berücksichtigt (zur Minimalpaaranalyse herangezogen werden ja Wörter, semantische Einheiten), als auch bis zu einem gewissen Grad die phonetische Realität (die gewonnenen Phoneme unterscheiden sich jeweils in artikulatorischen Merkmalen<sup>6</sup>). Dennoch ist ein Phonem zunächst nichts anderes als ein theoretisches **Konstrukt**, dessen Existenz allein im “*systematischen Bezug*” zu der jeweiligen Sprache, respektive zu den anderen Phonemen begründet ist (vgl. POMPINO-MARSCHALL, [47]:170). Es läßt sich nicht messen, nicht abbilden und, wenn überhaupt, nur anhand der Minimalpaaranalyse ‘beweisen’. Nun fragt sich natürlich, inwieweit dieses Konstrukt nur eine **formale Konvention** ist oder umgekehrt, inwieweit das Phonem in der empirischen belegbaren Realität des Sprechaktes verankert ist. Nach POMPINO-MARSCHALL vermag das Phonem zumindest das abzubilden, was uns als Hörer in einer kommunikativen Situation am Lautlichen ohnehin mehr als alles andere interessiert: Die Signalisierung von Unterschieden (vgl. [47]:170). In diesem Sinne wäre das Phonem bzw. die Erscheinung, die durch ein Phonemsymbol gekennzeichnet wird, als ‘unmittelbar wahrnehmbares’, aber nur ‘indirekt beschreibbares’ Phänomen ein **Ereignis** im phonetisch-empirischen Sinn (vgl. TILLMANN, [57]:23 ff.). Dieser Lesart entspricht der immer wieder unternommene Versuch, das Phonem nicht nur als formale, sondern auch als **mentale Einheit** anzusetzen. So konstatiert z.B. HALL mit Bezug auf BAUDOIN DE COURTENAY [7] und SAPIR [52]:

“In der Regel empfinden die Muttersprachler die Allophone eines Phonems als ‘einen Laut’, zwei oder mehr Phoneme aber als ‘verschiedene Laute’.”

[26]:40

Eine solche Beobachtung ist sicherlich ein wichtiges Argument für das Phonemkonzept, verleitet aber gleichzeitig dazu, wichtige andere Aspekte, wie etwa die Distribution auf der syntagmati-

<sup>6</sup>Nach CHOMSKY und HALLE (‘The Sound Pattern of English’, [10]) muß die interne Grammatik des Sprechers eine artikulatorische Spezifikation der Äußerung enthalten, daher die artikulatorischen Merkmale. Natürlich sind Phonemkontraste nicht nur produzierbar, sondern auch perzipierbar, müssen es (per definitionem) sein, dennoch konnte sich bis heute keine Merkmalsanalyse durchsetzen, die auch, oder gar im gleichen Maße, perzeptiv Phänomene berücksichtigt.

schen Ebene, zu vernachlässigen. Der potentielle Effekt vermeintlich nicht-bedeutungsunterscheidender Abweichungen läßt sich z.B. durchaus an Transliterationsfehlern ablesen, die im Rahmen von PASCOEs Untersuchung y[45] aufgetreten sind. So scheinen die in den Äußerungen der deutschen SchülerInnen immer wieder auftauchenden Fehler bei der komplementären Distribution der englischen Allophone [l] und [ɫ] ('clear l' und 'dark l') im Ohr der bewertenden Muttersprachler keineswegs nur Schönheitsfehler dargestellt zu haben, wie etwa von ARNOLD & HANSEN<sup>7</sup>, aber auch von GIMSON ([21]:185) angenommen. [wɪl] statt [wɪɫ] wurde von Muttersprachlern, die keine Phonetiker waren, mehrmals als <wear> verstanden und transliteriert, [self] statt [seɪf] einmal als <there> und einmal als <the> interpretiert – und das trotz vorhandenem Kontext (vgl. [46]:112 und [45]:6). Die Äußerungen der deutschen Schüler wiesen keinen 'phonematischen' sondern einen 'allophonischen' Fehler auf. Das Mißverständnis auf Seiten der englischen Transliterierenden hat sich nichtsdestoweniger auf der Phonemebene manifestiert, und zwar nicht nur als Mißinterpretation eines Phonemes, sondern teilweise sogar als Mißinterpretation mehrerer Phoneme.

Es ist also nicht auszuschließen, daß es so etwas wie eine 'Summe von Lauteindrücken' gibt, die wir, vergleichbar mit jedem anderen linguistischen bzw. phonetischen Kontext, nutzen, um 'Wörter' zu erkennen. Eine solche 'kontextuelle Perzeption' widerspricht dem Minimalpaar-Prinzip und läßt sich nicht mehr mit dem Phonembegriff, weder dem mentalen, noch dem formalen, erfassen. Hier stoßen wir an die Grenzen des Konstrukts und müssen uns tatsächlich einer Konvention beugen: Wollen wir ausschließlich Phoneme verwenden, so können wir keinen Fall formulieren, in dem sich syntagmatische Unterschiede zu einem paradigmatischen Unterschied aufaddieren.

Kommen wir noch einmal zurück zu dem Schema, innerhalb dessen die Phoneme nach TILLMANN angeordnet sind. So gut Phoneme hier für eine Sprache generierbar sind, so wenig übertragbar sind genau diese Phoneme in eine andere Sprache. Dies wird klar, wenn wir die Phonemebene TILLMANNs und die SAUSSURESche **Zeichenebene** in Zusammenhang setzen: SAUSSURE unterscheidet zwischen 'Sprache' als "abstraktem System von Zeichen und Regeln" (**Langue**) und 'Sprechen' als "konkreter Realisierung der Langue im Gebrauch" (**Parole**) (BUßMANN, [8]:432 f.). Das Zeichen bzw. die Zeichenebene der Langue ist – wie das Phonem – einzig und allein Ergebnis einer linguistischen Analyse, damit entspricht auch die Realität eines Zeichens einzig und allein dem Zusammenhang und der Anordnung aller Zeichen innerhalb einer 'Langue' (vgl. ANDERSON, [1]:21). Mit Bezug auf diese Voraussetzung formuliert ANDERSON folgende Beschränkung für die Anwendbarkeit von Zeichen über mehrere Sprachen hinweg:

*"... Even if two languages contained superficially identical signs, with the same phonetic content and the same conceptual content, we still could not identify them as the 'same' sign. Insofar as it is not the case that all of the rest of the signs in two languages are the same (we assume there are at least some differences: otherwise we would not have two languages), the total network of relations differentiating each sign from others (within its language) differs from the corresponding network of relations in another language. Since it is these networks of differential relations which give a sign its existence as such, the two signs could not be identified."*

[1]:27

Wenn nun das Phonem als konkretes Symbol die abstrakte Zeichen-Ebene der Langue abbildet, müssen für phonematische Einheiten die exakt gleichen Beschränkungen in Bezug auf sprachübergreifenden Transfer gelten wie für das 'Zeichen' selbst. Ein Phonem darf – wie das abzubildende

<sup>7</sup>vgl.: Die Unterscheidung positionsbedingter Allophone wie des hellen [l] und des dunklen [ɫ] ist [...] nur im Hinblick auf eine sehr gut verständliche oder normgerechte Aussprache zu fordern. ([2]: 47f.)

Zeichen – nicht aus seinem systematischen ‘Netzwerk’ herausgelöst und kontextunabhängig verwendet werden.

Ein einfaches Beispiel kann diese Transferschwierigkeiten verdeutlichen: Vergleichen wir die phonematische Standardverschriftung des englischen *house* mit der des deutschen *Haus*, so liest sich die Symbolfolge in beiden Fällen: /haus/ (vgl. EPD bzw. DUDEN). Vergleichen wir hingegen die Lautfolgen dieser beiden Wörter, ausgesprochen von einem englischen bzw. einem deutschen Muttersprachler, so sind diese Lautfolgen perzeptiv alles andere als identisch und sehr deutlich der jeweiligen Sprache zuzuordnen. Offensichtlich hat man zufällig (da ja unabhängig voneinander) die gleichen Symbolwerte für relativ ähnliche aber eben nicht gleiche Lautwerte konventionalisiert. Dadurch ist diese Symbolfolge im Hinblick auf das Deutsche und Englische ambig. Aufzulösen ist diese Ambiguität nur mit Hilfe von Diakritika (dem Wechsel von der phonologischen auf die phonetische Ebene) und mehr noch als das mit Hilfe einer adäquaten Beschreibung des (unbewußten) Vorwissens, über das ein Muttersprachler bezüglich rhythmisch-dynamischer Muster, der artikulatorischen Grundeinstellung, etc. verfügt. Zu beschreiben wäre in diesem Falle also zum Beispiel die genaue Position bzw. Bewegung des jeweiligen Diphthongs innerhalb des Artikulationsraumes (im Vergleich zu den sprachübergreifend (!) gültigen Kardinalvokalen) und die jeweilige inhärente Dynamik des Diphthongs, die im Englischen als relative Längung des ersten Diphthongbestandteils, im Deutschen aber als relative Längung des zweiten Diphthongbestandteils realisiert wird (vgl. GIMSON, [21]:119)<sup>8</sup>

Da wir auf der Phonemebene offensichtlich nicht ohne weiteres zwei Sprachen miteinander vergleichen und nur mit wenig Gewinn zwei Phonemsysteme nebeneinanderstellen können, bietet es sich an, auf die Ebene der ‘Parole’ zu wechseln, die mit Hilfe der Allophone abgebildet werden kann.

Vergleichen wir die Allophone zweier Sprachen, können wir tatsächlich von ähnlichen bis identischen Allophonen sprechen, solange die Analyse der Allophone detailliert genug vonstaten gegangen ist. Gleichzeitig umgehen wir das Problem, beobachtete Fehler und die daraus resultierenden falschen Perzeptionen allein auf der paradigmatischen Ebene begründen zu müssen und haben genug Spielraum, um auch das zu beschreiben, was innerhalb einer Sprache faktisch nicht vorgesehen ist: Die falsche Positionierung eines Allophons. Die kontrastive Analyse auf der Allophonebene ist somit systematisch korrekt und schafft eine gute Ausgangssituation für einen sprachübergreifenden Vergleich. Natürlich darf dabei nicht der Faktor ‘bedeutungsunterscheidend’ aus den Augen verloren werden. Allophone sind Realisierungen von Phonemen und bleiben damit – zumindest teilweise – an die bedeutungsunterscheidende Funktion gebunden. Desweiteren zu beachten ist, daß Allophone nicht so leicht voneinander abzugrenzen sind wie Phoneme, weder sprachintern noch sprachübergreifend. Denn je genauer man hinhört oder nachmißt, desto mehr Allophone wird man – bis hin zu den intraindividuellen Varianten – finden. Entsprechend vielfältig fallen die Lesarten des Allophonbegriffes in der Literatur aus: Je nach Zweck der Analyse kann mit einem ‘Allophon’ eine ‘**Variante** eines Phonemes’ gemeint sein oder aber nur die (individuelle) ‘**Realisierung** eines Phonemes’. Kritisch wird dies dann, wenn einzelne Phoneme genauer auf ihre Allophone hin untersucht werden als andere Phoneme und dieser unterschiedliche Schärfeegrad nicht erwähnt wird. In [26]:40 ist ein solcher Fall zu finden, hier konstatiert HALL:

*“Die Phoneme /g f d m/ usw. haben im Englischen jeweils ein Allophon, das Phonem /l/ hat zwei, nämlich /l/ und /l̥/.”*

<sup>8</sup>Diese tiefsten inhärenten Schichten einer Sprache sind vermutlich genau das, was (muttersprachlich gesprochene) Sprachen voneinander unterscheidet, aber auch das, was am schwersten zu lehren und lernen ist.

Daß z.B. /g/, /d/ und im übrigen auch /l/ in bestimmten Positionen entstimm werden (vgl. GIMSON, [21]: 149 ff.) und man also mit der gleichen Berechtigung die Allophone [g̤], [d̤] und [l̤] aufführen hätte können, bleibt indessen unerwähnt. Die Fokussierung auf die perzeptiv auffällige [l̤]-Qualität ist nachvollziehbar, hätte aber bei Verwendung eines so wenig eingegrenzten Allophonbegriffs m.E. erläutert werden müssen. Die Allophonebene der Vokale wird bei HALL, wie bei vielen anderen, überhaupt nicht einbezogen – obwohl dies z.B. in bezug auf die in vielen Sprache vorkommenden Längenvariationen von Vokalen durchaus interessant und in Hinblick auf die zur Verfügung stehenden Diakritika [ˈ : ::] gut möglich wäre.

Im Rahmen dieser Arbeit kann sicherlich keine endgültige Lösung für diese begrifflichen bzw. konzeptuellen Probleme gefunden werden. Dennoch soll im weiteren versucht werden, auf Vergleiche auf der Phonemebene zu verzichten und die Analyse auf der Ebene der Phonemrealisation, der Allophonebene, vorzunehmen. Dort soll noch einmal zwischen **zentralen**, **peripheren** und **arbiträren** Allophonen unterschieden werden.

Diese Einteilung ergibt sich in zwei Schritten: Der erste Schritt ist eine Trennung der perzeptiv auffälligen Varianten von der praktisch unbegrenzten Anzahl individueller und intra-individueller Realisierungen. Letztere Gruppe stellt die arbiträren Allophone dar, die für eine sprachen-kontrastierende Analyse zunächst nicht von Bedeutung sind. Die perzeptiv auffälligen Varianten können dann noch einmal nach der Häufigkeit ihres Auftretens kategorisiert werden. Dieser zweiten Aufteilung zufolge werden als zentrale Allophone jene festgelegt, die in Relation zu vergleichbaren anderen Allophonen häufiger auftreten und damit maßgeblich das Erscheinungsbild der jeweiligen Sprache prägen. Für die kontrastive Analyse sind sowohl die zentralen als auch die peripheren Allophone von Bedeutung.

Die in der nachfolgenden Analyse und später für das Korpus angefertigten Transkriptionen basieren, wenn nicht anders gekennzeichnet, auf den zentralen Allophonen des Englischen bzw. Deutschen.

## 4.2 Konsonanten

In (2) sind die zentralen Allophone des Englischen und Deutschen dargestellt.<sup>9</sup> Dabei stehen immer solche Allophone in einer Spalte, die in den beiden Sprachen übereinstimmen oder ausreichend phonetische Ähnlichkeit aufweisen. Allophone, die keine vergleichbare Entsprechung haben, stehen jedoch in zwei verschiedenen Spalten.

ENG	p	b	t	d	k	g	-	-	-	tʃ	dʒ	f	v	θ	ð
DEU	p <sup>h</sup>	b	t <sup>h</sup>	d	k <sup>h</sup>	g	ʔ	pf	ts	tʃ	dʒ	f	v	-	-

(2)

ENG	s	z	ʃ	ʒ	-	-	-	h	m	n	ŋ	l	ɫ	ɹ	-	j	w
DEU	s	z	ʃ	ʒ	ç	x	χ	h	m	n	ŋ	l	-	-	ʁ	j	-

**Plosive** Die stimmhaften Plosive des Englischen und Deutschen sind in ihren produktiven und perzeptiven Eigenschaften als weitgehend identisch zu bezeichnen. Vollkommen stimmhaft werden sie in beiden Sprachen nur in intervokalischer Position realisiert, in anderen Positionen kann

<sup>9</sup>Alle im folgenden aufgeführten Beobachtungen und Lautinventarbestimmungen wurden, wenn nicht anders vermerkt, mit den Beschreibungen von GIMSON [21] und KOHLER [30] abgeglichen.

es zu Entstimmung kommen, wobei der Lenis-Charakter<sup>10</sup> jeweils erhalten bleibt. Eine Ausnahme hiervon und ein damit deutlicher Unterschied ergibt sich lediglich in silbenfinaler Position, in der die englischen Plosive weiterhin entstimmt werden, aber lenis bleiben, die deutschen Plosive, wie überhaupt alle deutschen Obstruenten, aber nicht nur entstimmt sondern auch fortis werden. Während im Englischen das Ergebnis periphere Allophone sind (3), werden im Deutschen andere zentrale Allophone substituiert (4). Dieses für das Deutsche typische Phänomen ist in der Literatur weithin als “**Auslautverhärtung**” bekannt und bezeichnet nichts anderes als die Neutralisation der Stimmopposition in der Coda.

(3) [b d g] → [b̥ d̥ g̥] / \_\_\_]σ

(4) [b d g] → [p<sup>h</sup> t<sup>h</sup> k<sup>h</sup>] / \_\_\_]σ

Für einen deutschen Englischlerner stellt es vermutlich ein Problem dar, eine Distinktion aufrecht zu erhalten, die es so in seiner Muttersprache nicht gibt (vgl. dt. *Rat* [ra:t<sup>h</sup>] und *Rad* [ra:t<sup>h</sup>], aber engl. *hat* [hæ:t] vs. *had* [hæ:d]).

Wie schon aus (4) ersichtlich, fallen die stimmlosen Plosive des Deutschen überdies durch ihre Aspiration auf. Das aspirierte Allophon tritt – außer wenn der Plosiv der erste Teil eines Konsonantenclusters bzw. der zweite Teil eines silbeninitialen Konsonantenclusters ist – immer auf und kann somit als die zentrale Variante angenommen werden, insbesondere deshalb, weil im Zusammenhang mit den nicht immer stabilen Phonationswerten der ‘stimmhaften’ Plosive ohnehin vermutet wird, daß die Aspiration im Deutschen das eigentliche perzeptive Unterscheidungsmerkmal für [+sth +lenis]- und [-sth -fortis]-Plosiven ist, vgl. *Bar* [b̥a:r̥] vs. *Paar* [p<sup>h</sup>a:r̥] (KOHLER, [30]: 157).

Für das Englische, das nur in initialer, prävokalischer Position ähnlich stark aspiriert, ist es hingegen sinnvoller, die nicht-aspirierte Form als das zentrale Allophon anzusetzen. Die Unterscheidung zwischen ‘stimmhaften’ und ‘stimmlosen’ Plosiven wird in silbenfinaler Position vor allem über die Länge des vorangehenden Vokals getroffen. Eine Silbe, die von einem stimmlosen Plosiv geschlossen wird, ist im Englischen deutlich kürzer als eine solche mit finalem stimmhaften Plosiv. Besonders auffällig ist dies, wenn ‘Langvokale’ bzw. Diphthonge beteiligt sind, GIMSON verschriftet in solchen Fällen sogar *heard* [h3:d] vs. *hurt* [h3t] ([21]:141).

Neben den aspirierten und nicht-aspirierten Varianten treten sowohl bei den deutschen als auch bei den englischen Plosiven noch zahlreiche andere periphere Allophone auf. Die Beispiele in (5) zeigen stellvertretend die Variationsbreite des englischen [t], das als alveolarer Laut besonders anfällig für koartikulatorische Effekte ist. Sie wurden einem Vorlesungsskript von WELLS entnommen, sind aber stark an GIMSON ([21]:149) angelehnt.

	<i>top</i>	[t <sup>h</sup> ]	<i>mattress</i>	[t, ?t]
(5)	<i>stop</i>	[t̄] keine Asp.	<i>eighth</i>	[t̄, ?]
	<i>potter</i>	[t̄] schwache Asp.	<i>button</i>	[t <sup>n</sup> , ?]
	<i>pot</i>	[t̄, t̄', ?t, t̄']	<i>bottle</i>	[t <sup>l</sup> ]

<sup>10</sup>Das Begriffspaar ‘fortis vs. lenis’ kann immer dann als phonetischer Merkmalsunterschied angesetzt werden, wenn zwei Laute (im allgemeinen Plosive) zwar in Artikulationsart, Artikulationsort und Phonation exakt übereinstimmen, aber perzeptiv dennoch unterscheidbar sind (frz. [p] in *pas* vs. dt. [b̥] in *Bar*). Der phonetische Faktor ist ein höherer bzw. geringerer intraoraler Druck während der Verschlussbildung, was im Falle eines höheren Drucks zu einer Verstärkung des Bernoullieffekts nach der Plosion und damit zu einer Erhöhung der Stimmlippenschwingungsfrequenz führt. Ferner resultiert die damit bei der Fortis-Verschlussbewegung grundsätzlich höhere kinetische Energie in wortmedialer Position in einer kürzeren Dauer des vorangehenden Vokals (vgl. KOHLER, [30]:59). Im ‘Normalfall’ korreliert das Fortis-Merkmal mit dem der Stimmlosigkeit und das Lenis-Merkmal mit dem der Stimmhaftigkeit.

Homorgane Verschußlösungen wie in *button* und *bottle* treten auch im Deutschen auf (vgl. zB. KOHLER, [30]:158). Finale Realisierungen, wie fehlende oder ejektive Verschußlösung oder gar die Substitution durch einen Glottal-Stop, sind hingegen nicht beschrieben. Auch wenn die zuletzt genannten Varianten – mit Ausnahme der fehlenden Verschußlösung – nicht regulärer Bestandteil des RP sind und in ‘gepflegter Umgangssprache’ meist vermieden werden, bleibt zu beachten, daß die im Deutschen an dieser Stelle übliche Aspiration im Englischen normalerweise keine mögliche Alternative ist.

Der einzige quantitative Unterschied im Plosivinventar ergibt sich durch den Glottal-Stop [ʔ], der im Englischen, wie im Zusammenhang mit (5) bereits gezeigt, ein peripheres, im Deutschen aber ein zentrales Allophon darstellt. Hier kann [ʔ] theoretisch jedem Vokal vorangehen, wobei sich im allgemeinen die in (6) dargestellte Distribution beobachten läßt (vgl. HALL, [26]:65).

$$(6) \quad \emptyset \longrightarrow [ʔ] / \left\{ \begin{array}{l} V \_ V \\ \# \_ V \end{array} \right\}$$

Grundsätzlich gilt: Je isolierter Wörter gesprochen werden, desto eher treten Glottisschläge auf. Je ‘zusammenhängender’ eine Äußerung ist, desto eher wird an den entsprechenden Stellen statt der Einfügung eines Glottal-Stops glottalisiert: [ɪç ɛɪ'ærbait<sup>h</sup>ə] (vgl. KOHLER, [30]:168 f. und [31]:122). Sowohl die Epenthese eines Glottisschlags als auch die Glottalisierung sind im Deutschen eine häufig gewählte Realisierungs-Variante, um vokalinitiale Silben bzw. einen ‘Hiat’, also ein unmittelbares Aufeinandertreffen zweier Vokale, zu vermeiden. Solche Vermeidungsstrategien treten in vielen Sprachen auf und können mit dem universalen Silbenanlautgesetz begründet werden (siehe Abschnitt 5.2). Das Englische, das in diesen Positionen nie oder nur selten [ʔ] setzt (vgl. GIMSON, [21]:155), verfügt hier über andere Mittel (siehe ebenfalls Abschnitt 5.2).

**Affrikaten** Als Affrikate wird allgemein die Öffnung eines Plosivs in einen homorganen oder annähernd homorganen Frikativ bezeichnet (vgl. KOHLER, [30]:61). Per definitionem müssen dabei die Plosiv- und die Frikativ-Komponente Teil desselben Morphems sein (vgl. HALL, [26]:17 f.). Insofern enthält *Hatz* eine Affrikate: [hats], *hat* 's aber nicht: [hats]. Etwas freier zur Entscheidung steht, ob man Affrikaten innerhalb des Lautinventars als einwertig oder zweiwertig (auch: monophonematisch vs. biphonematisch) klassifiziert (vgl. hierzu die ausführliche Diskussion in KOHLER, [30]:166 ff., RAMERS & VATER, [49]:75 ff. und HAKKARAINEN, [25]:84 ff.). Im Gegensatz zu KOHLER und RAMERS & VATER und in Anlehnung an HALL ([26]:231) wird hier der **einwertige** Status favorisiert.

Die Existenz von Affrikaten als solche ist vor allem im Hinblick auf die Phonotaktik einer Sprache von Bedeutung, etwa wenn es um systematische Beschränkungen für silbeninitiale oder -finale Konsonantencluster geht (vgl. hierzu die ausführliche Diskussion in HALL, [26]:67 f.) oder wenn die potentielle Größe solcher Cluster festgelegt werden soll (siehe Kapitel 5).

Treten Probleme bei der Aussprache fremdsprachiger Affrikaten auf, so ist dies deshalb der Fall, weil die ungewohnte Position des Clusters, einer der beiden Bestandteile oder die unmittelbare Kombination der beiden Konsonanten als solche Schwierigkeiten bereitet.

Als englische Affrikaten werden im allgemeinen [tʃ] und [dʒ] angesetzt, als deutsche Affrikaten [pf], [ts], [tʃ], und mit Einschränkungen [dʒ]. Die Einschränkungen für ein deutsches [dʒ] beruhen einerseits auf der Tatsache, daß diese Affrikate nur in nicht-nativen Wörtern und Eigennamen vorkommt (*Gin, Job, Jack, etc.*), andererseits auf der Tendenz vieler deutscher Sprecher, [dʒ] als

[tʃ̥], [tʃ]<sup>11</sup> oder [ʃ] zu realisieren, man denke nur an den auch in Deutschland beliebten Cocktailmix [ʃɪn 'tɔnɪk]! Dementsprechend erscheint es mir sinnvoll, nicht [tʃ̥], sondern die im Deutschen weit häufigere Variante [tʃ̥] als zentrales Allophon des Deutschen anzusetzen und es damit auch von dem des Englischen abzugrenzen. Zwischen englischem und deutschem [tʃ] treten in Hinblick auf die Produktion keine nennenswerten Unterschiede auf (siehe aber Kapitel 5).

Entscheidend für das Englische ist jedoch, daß die Stimmopposition von [tʃ] und [tʃ̥] als solche gewahrt werden muß (vgl. *choke* [tʃə'ʊk] vs. *joke* [tʃ̥ə'ʊk], *chin* [tʃɪn] vs. *gin* [tʃɪn], usw.). Für einen deutschen Muttersprachler wird dies vermutlich ein Problem darstellen.

**Nasale** Das Englische und das Deutsche verfügt sowohl in quantitativer als auch in qualitativer Hinsicht über das gleiche Nasalinventar.

Wie schon bei den Plosiven ist auch bei den Nasalen die alveolare Artikulationsstelle die für koartikulatorische Phänomene anfälligste: [n] kann je nach nachfolgendem Laut zu [ɲ], [ŋ], [m], oder [ɱ] werden. Solche Assimilationsprozesse und die entsprechenden Allophonvarianten können in beiden Sprachen in denselben Positionen beobachtet werden (siehe auch Kapitel 7). Weitere periphere Allophone bilden silbisches [ɲ] und [ɱ], die ebenfalls in beiden Sprachen auftreten (siehe Kapitel 7 und 8).

**Frikative** In Bezug auf die Frikative zeigen sich die größten Unterschiede zwischen dem englischen und dem deutschen Lautinventar. [θ] und [ð] kommen nur im Englischen vor, [ç], [x] und [χ]<sup>12</sup> nur im Deutschen. [ʒ] kann im Deutschen zwar theoretisch in Fremdwörtern realisiert werden (*Genie, Garage, Rouge*), wird aber in der Praxis meist zu [ʒ̥] oder sogar [ʃ] (vgl. KOHLER, [30]:160).

Durch das Vorhandensein dentaler Frikative im Englischen verstärkt sich zudem der tendenzielle Unterschied zwischen den alveolaren Lauten der beiden Sprachen: Während im deutschen sämtliche Alveolar-Allophone (relativ) dental realisiert werden können (vgl. GERMER, [18]:22 und BUßMANN, [8]:74), muß gerade bei der Produktion der englischen Alveolar-Frikative ein deutlicher Unterschied zu den dentalen Frikativen beibehalten werden. Dentale Varianten sind somit, selbst als periphere Allophone, nicht akzeptabel (vgl. GIMSON, [21]:162 f.).

Wie bei den Plosiven werden auch bei den Frikativen die stimmhaften Varianten nur in intervokalischer Position voll stimmhaft realisiert. Initial und final kommt es zu Entstimmung, wobei im Englischen wiederum in beiden Positionen der Lenis-Charakter beibehalten wird – wie in (7) ersichtlich also auch in der bisweilen vollentstimmten Coda –, während dies im Deutschen nur in initialer Position der Fall ist. In finaler Position kommt es auch hier zu einer 'Auslautverhärtung' (8), zu einer Neutralisation potentieller Stimmoppositionen (siehe Seite 15).

(7) [v ð z ʒ] → [v̥ ð̥ z̥ ʒ̥] / \_\_\_σ

(8) [v z ʒ̥] → [f s ʃ] / \_\_\_σ

Im Englischen ist dabei die Perzeption finaler Lenis-Frikative wiederum stark an die relative Länge der vorangehenden Vokale gebunden (vgl. *use*, v. [jʊ:z] vs. *use*, n. [jʊs], aber auch wort-medial *proving* [ˈpɹɪvɪŋ] vs. *proofing* [ˈpɹʊfɪŋ], vgl. GIMSON, [21]:163).

<sup>11</sup> Daß in dieser wortinitialen Position [tʃ] substituiert werden kann, ist insofern interessant als auch für diese Distribution keine nativen Belege existieren (vgl. Kapitel 5). Höchstwahrscheinlich wird hier die zumindest wortintern bzw. silbenfinal bekannte Lautkombination (*Kutsche* bzw. *Matsch*) der vergleichsweise völlig fremden vorgezogen.

<sup>12</sup> [ç] steht nach den vorderen Vokalen und allen Diphthongen, deren zweiter Bestandteil ein vorderer Vokal ist, nach [l r n], sowie wort- und morpheminitial, [χ] folgt nach den offenen hinteren Vokalen, [x] erscheint in allen anderen Fällen (vgl. KOHLER, [30]:160).

Weitere Unterschiede zwischen englischen und deutschen Frikativen ergeben sich vor allem in distributioneller Hinsicht. So kann z.B. das deutsche [s] nur intervokalisch in Opposition zu [z] stehen ([reis̩n] vs. [reiz̩n]), morphem- und wortinitial ist die Distribution je nach Dialekt zwar variabel (Hochdeutsch: nur [z], Süddeutsch: nur [s]), aber niemals distinktiv (vgl. KOHLER, [30]:160). Das Englische kann hingegen in allen Positionen Bedeutungsunterschiede über [s] und [z] ausdrücken, so etwa zwischen *Sue* [sʊ:] und *zoo* [zʊ:], *racer* ['ɛɪsə] und *razor* ['ɛɪzə] und *peace* [pi:s] und *peas* [pi:z] (siehe hierzu auch Seite 32). Auch hier kann es für einen Englischlerner schwierig sein, Distinktionen aufrecht zu erhalten, die es so in seiner Muttersprache nicht gibt.

**Laterale** Während für das Deutsche nur ein zentrales Lateral-Allophon anzusetzen ist, kann man im Englischen zwischen zwei L-Qualitäten unterscheiden, dem sogenannten ‘clear l’ [l], das dem deutschen Lateral entspricht und dem sogenannten ‘dark l’ [ɫ], das keine Entsprechung im Deutschen hat.<sup>13</sup> Der perceptiv starke Unterschied zwischen diesen beiden L-Qualitäten rührt von der Hebung der Hinterzunge bei der Produktion des ‘dark l’, was diesem Laut einen relativ dumpfen, vokalähnlichen Klang gibt. Nichtsdestotrotz können allein mittels [l] und [ɫ] keine Bedeutungsunterscheidungen getroffen werden, [ɫ] tritt nur in ganz bestimmten Positionen auf (9):

$$(9) \quad [l] \longrightarrow [ɫ] / \left\{ \begin{array}{l} \_C\# \\ \_ \# \text{ außer: } \_ \#j \end{array} \right\}$$

Die explizite ‘clear l / dark l’-Verteilung in (9) gilt vor allem für das RP. Viele andere Varianten und Dialekte realisieren nur [ɫ], so z.B. das Schottische und das Amerikanische (vgl. KUFNER, [33]:47), oder nur [l], so z.B. das Irische und das Walisische (vgl. GIMSON, [21]:183).

Im RP können neben [ɫ] bei gleicher Distribution verschiedene vokalwertige Realisierungen auftreten. Belegt sind u.a. [ö], [ʊ], [ʏ], [ɔ̃] und [ä] (ebd.). Diese als periphere Allophone zu bezeichnenden Realisierungen werden jedoch meist schon in gepflegter Umgangssprache vermieden. Die übrigen peripheren Lateral-Allophone ergeben sich wiederum durch Prozesse, die in beiden Sprachen gleichermaßen stattfinden: [l̥] als Folgeerscheinung der Entstimmungsgeste vorangehender stimmloser Plosive oder Frikative, [l] bzw. [ɫ] durch Syllabifizierung nach Reduktion (siehe Kapitel 8).

**R-Qualitäten** Die R-Qualitäten des Englischen und des Deutschen sind in sich ähnlich variantenreich, in den jeweiligen Hochlautungen aber ohne gemeinsamen Nenner. Im Englischen kommen je nach Dialekt, Position und (individuellem) Stil [ɹ], [r̥], [r], [ʀ] und [ʁ] vor, im Deutschen [ʁ], [r̥], [r] und [ʀ].

Obwohl sowohl für das RP als auch für das Hochdeutsche üblicherweise /r/ als phonematisches Standardsymbol verwendet wird, entspricht das damit verbundene Realisierungskonzept ‘alveolarer Trill’ in keiner der beiden Sprachen der phonetischen Realität der Gegenwart. Für das RP kann zweifellos [ɹ] als zentrales Allophon angesetzt werden (vgl. GIMSON, [21]:186), in Bezug auf die noch etwas freier variablen<sup>14</sup> R-Qualitäten des Deutschen erscheint mir das in den hochdeutschen Sprachgebieten wohl am weitesten verbreitete [ʁ] am geeignetsten (vgl. POMPINO-MARSCHALL, [47]:252 und KOHLER, [30]:163). Entscheidend für unseren Vergleich ist vor allem, daß [ɹ] nicht im Deutschen auftritt. Denn gerade diesem Laut kommt nach GIMSON ein besonderer Status zu:

<sup>13</sup>Ausgenommen ist hier der kölnener bzw. rheinländische Dialekt (vgl. KOHLER, [30]:164).

<sup>14</sup>Zum Begriff der fakultativen Varianten siehe Seite 11.

“RP /r/ has a quality which is rarely encountered in other languages, the usual approximant variety having much in common with a vowel. Any strongly rolled [r] sound, whether lingual or uvular, is not acceptable in RP [...] A weak tongue-tip tap is the least objectionable substitution for RP [ɹ]; but a uvular sound, trill or fricative, as so often used by French or German learners, is generally taken as a characteristic of a marked foreign accent, despite the fact that a uvular sound is not unknown in English regional speech.”

[21]:189

[ɹ] kann im allgemeinen als Approximant bezeichnet werden – in einer begrenzten Zahl von Positionen, vor allem nach [d], nimmt es frikativischen Charakter an (vgl. GIMSON, [21]:186 f.). Ein entstimmtes peripheres Allophon [ɹ̥] tritt nach akzentuiertem [p t k] auf (ebd.). In dieser Position wird auch das deutsche [ʁ] zu [ʁ̥] entstimmt (vgl. KOHLER, [30]: 164)

Für die ‘Gesamterscheinung’ des RP weit interessanter als diese peripheren Allophone ist jedoch, daß [ɹ] an vielen Stellen, an denen es vor etwas mehr als 200 Jahren noch gesprochen wurde und es nach wie vor im Schriftbild manifestiert ist, heute nicht mehr realisiert wird, vgl. (10). Dieses Phänomen wird als **R-dropping** bezeichnet und macht das RP zu einem der ‘**non-rhotic accents**’ des Englischen (vgl. WELLS, [60]:218 ff.). Zu den ‘rhotic accents’, die die R-Qualität in allen Umgebungen behalten haben, gehört z.B. das Amerikanische.

$$(10) \quad [\text{ɹ}] \longrightarrow \emptyset / \left\{ \begin{array}{l} -C \\ -\# \end{array} \right\}$$

Das ‘R-dropping’ zieht weitere Effekte auf satzphonetischer Ebene nach sich (siehe Abschnitt 5.2). Daß der Ausfall der R-Qualität dem Deutschen nicht völlig unbekannt ist, zeigt sich z.B., wenn [ʁ] auf [a:] folgen würde, wie etwa in *Haar* oder *Bart*. Im allgemeinen wird hier keine R-Qualität mehr realisiert, dafür aber der Monophthong u.U. nach hinten verlagert (vgl. KOHLER, [30]: 166). Dementsprechend kann der Unterschied zwischen *ha!* und *Haar* und *Bad* und *Bart* nach wie vor erhalten werden: [ha:] vs. [ha:] und [baɪ<sup>h</sup>] vs. [ba:] (ebd.), muß aber nicht. In anderen Fällen kann [ʁ] durch den Vokal [ɐ] substituiert werden (siehe Seite 24). Die R-Qualität ist also auch im Deutschen kein durchweg ‘stabiler’ Laut.

**Approximanten** [j] erscheint in beiden Sprachen ausschließlich vor Vokal. Wortinitial kann [j] als stimmhafter palataler Approximant beschrieben werden, der sich aus einer hohen vorderen, [i]-ähnlichen Position hin zum nachfolgenden Vokal bewegt (vgl. KOHLER, [30]: 156). Nach stimmlosen Frikativen und unbetontem [p t k] tritt hingegen die unbetonte Variante [j̥] auf, nach betontem [p t k] im Englischen sogar [ç] bzw. [j̥] im Deutschen (*tune* [tʃ̥u:n], vgl. GIMSON, [21]:191 bzw. *tja* [tj̥a], vgl. KOHLER, [30]:156). Damit kann [j] in beiden Sprachen sowohl vokalischen als auch konsonantischen Charakter haben (für eine ausführlichere Diskussion des Status von Approximanten bzw. Glides vgl. HALL, [26]: 106 und 245 f.). Ausschließlich im Englischen möglich sind Sequenzen wie [stj̥-] und [hç̥-], wobei in letzterer [h] entfallen kann (vgl. *huge*: [hç̥u:ɕ̥] oder [ç̥u:ɕ̥]). Das Fehlen dieser Cluster im Deutschen ist auf phonotaktische Beschränkungen zurückzuführen (vgl. Kapitel 5).

Der doppelartikulierte labial-velare Approximant [w] kommt grundsätzlich nur im Englischen vor. Silbeninitial setzt [w] an der Stelle hoher bis halb-hoher hinterer Vokale an und bewegt sich von dort in Richtung nachfolgendem Vokal. Die Lippen sind dabei immer gerundet, bei nachfolgendem [u:] sogar stärker als bei [u:] allein (vgl. GIMSON, [21]:194). Schon allein die Lippenrundung verbietet eine Substitution oder Alternation mit [v], wie sie oft bei deutschen Muttersprachlern im Englischen beobachtet werden kann. Ähnlich wie beim palatalen Approximanten kommt



ein Indiz dafür sein, daß die tatsächliche Realisierung von Lauten an eine sprachspezifische artikulatorische Grundeinstellung gebunden ist, die selbst mit Hilfe von Diakritika bzw. auf der Allophonebene kaum mehr zu beschreiben ist. Auf einer solchen Grundeinstellung beruht vermutlich ebenso, daß die englischen gerundeten Vokale, die in ihrer Anzahl weit unter der des Deutschen liegen, grundsätzlich weniger gerundet sind (vgl. SCHERER & WOLLMANN, [53]:151). Auch dieser tendenziell “geringeren **Lippentätigkeit**” (ebd.) wird auf der Allophonebene im allgemeinen nicht Rechnung getragen.

Auf der Allophonebene dargestellt werden können hingegen quantitative Varianten und einige wenige qualitative Varianten, die auf gleitartigen Bewegungen innerhalb von Monophthongen beruhen. Wo und wie dies im einzelnen der Fall ist, wird im Rahmen der Beschreibung der einzelnen englischen und deutschen Vokale, getrennt nach ‘Vokalqualitäten’, gezeigt werden.

Der Übersichtlichkeit halber wird dabei im weiteren – sofern Unterschiede im Merkmalsraum auftreten – immer nur das Vokalallophon einer Sprache mit einem Diakritikum versehen, nämlich jeweils das, das weiter vom entsprechenden primären bzw. sekundären Kardinalvokal entfernt ist. Daß auch dort, wo es vielleicht möglich gewesen wäre, keine neuen Basis-Symbole gewählt wurden, ist damit zu begründen, daß die traditionellen Transkriptionen der Aussprachelexika weiterhin verwendbar und vergleichbar bleiben sollen.

**I-Qualitäten** Für das Englische können hier die zentralen Allophone [i̠:], [i̠] und [ɪ] angesetzt werden, für das Deutsche [i:], [i] und [ɪ], wobei auch die Deutschen Allophone offener sind als die entsprechenden kardinalen Bezugspunkte (vgl. KOHLER, [30]:174).

Das englische [i̠:] tritt vor allem in betonter Position auf. [i̠:] wird dabei allerdings nicht immer als reiner Monophthong realisiert, sondern weist häufig die peripheren Allophone [i̠i] und [i̠j] auf (vgl. GIMSON, [21]:89), so kann *bee* etwa als [bi̠j] realisiert werden. Diese intrinsischen, gleitartigen Bewegungen haben keinerlei Entsprechung im Deutschen.

Das englische [ɪ] erscheint in unbetonter Endposition. Diese Realisierung wird von WELLS als ‘**happY tensing**’ bezeichnet (vgl. WELLS, [60]:) und ist tatsächlich oftmals deckungsgleich mit dem Graphem <-y>. Die Besonderheit besteht darin, daß es sich hier um eine relativ neue Entwicklung im Lautinventar des RP handelt. Wurde *happy* vor einigen Jahrzehnten noch überwiegend [hæˈpɪ] ausgesprochen, so lautet die Standardlautung heute [hæˈp̠i].<sup>15</sup> Da wir im Rahmen dieser Arbeit [ɪ] ohne weiteres als zentrales Allophon ansetzen können, umgehen wir die Probleme, vor denen rein phonemische Systeme stehen, die entweder das in qualitativer Hinsicht nicht mehr stimmige [ɪ] substituieren (vgl. z.B. GIMSON, ARNOLD & HANSEN, usw.) oder zugunsten der phonetischen Realität das Phonemprinzip der paradigmatischen Opposition aufgeben müssen (vgl. z.B. WELLS EPD, [61]).

Eine weitere Möglichkeit, [ɪ] (und im übrigen auch [ɑ], [ɔ] [ʊ] und [ɜ]) als zentrales Allophon anzugeben, wäre mit Bezug auf die von GIMSON konstatierte Kürzung von Langvokalen vor stimmlosen Plosiven (siehe Seite 15). Allerdings scheint mir noch nicht ausreichend empirisches Material vorzuliegen, um in diesen Positionen tatsächlich [ɪ] und nicht [i̠] o.ä. anzunehmen – daher belassen wir es an dieser Stelle bei dem Status des peripheren Allophons, zumal es sich um einen eher allgemeingültigen phonetischen Effekt handelt. Etwas anders verhält sich die Situation in Hinblick auf das deutsche [i]. Hier kann aufgrund der eindeutigen Beweislage<sup>16</sup> tatsächlich

<sup>15</sup>Siehe hierzu den sehr ausführlichen Aufsatz von LEWIS [36].

<sup>16</sup>Für eine ausführliche Diskussion zum (Phonem-)Status sogenannter ‘kurzer gespannter Vokale’ im Deutschen vgl. HALL, [26]:69 f.

der Status eines zentralen Allophones angenommen werden. Eindeutig sind auch die Beschränkungen: [i] tritt nur in unbetonter Position auf, vgl. *viel* ['fi:l] vs. *vielleicht* [fi'laɪçt] (vgl. HALL, [26]:69).

Die Realisierung des englischen [ɪ] kann dann, soweit man für den finalen Vokal in *happy*, *lady*, *coffee* usw. [ɪ] und nicht [ɪ̄] annimmt, trotz tendenziell zentralisierter und geschlossener Position, als nicht gravierend unterschiedlich vom deutschen [ɪ] bezeichnet werden (vgl. dagegen SCHERER & WOLLMANN, [53]:132 f.).

Nichts mehr mit der Realisierung zu tun hat, daß sich bei RP-Sprechern ein deutlicher Trend abzeichnet, [ɪ] in unbetonter, nicht-finaler Position durch [ə] zu substituieren (GIMSON, [21]:99). Entsprechend existieren parallel für *useless*: ['ju:slɪs] und ['ju:sləs], für *elephant*: ['elɪfənt] und ['eləfənt], usw. Ein solches Phänomen wird für das Deutsche nicht beschrieben.

**E- und Ä-Qualitäten** Als zentrale Allophone können für das Englische [ɛ̄] und [ǣ] angesetzt werden, für das Deutsche [e:], [e], [ɛ:] und [ɛ].

Das englische [ɛ̄] ist deutlich offener als das deutsche [e:] und dessen parallel zu [i] zentrale Variante [e]. GIMSON beschreibt es als qualitativ zwischen Kardinal-[e] und Kardinal-[ɛ] liegend ([21]:89) und vor 'dark l' [ɫ] geht die Tendenz sogar so deutlich in Richtung [ɛ], daß dieser Laut in dieser Position als peripheres Allophon betrachtet werden kann. Das deutsche [e:] bzw. [e] stimmt hingegen weitgehend mit dem Kardinalvokal überein.

Tatsächlich ist im Deutschen eine genau gegenläufige Tendenz zu beobachten, denn während das Englische offenbar dazu neigt, seine E-Qualität zu 'öffnen', neigt das Deutsche dazu, seine als Zentralallophon vorhandene lange Ä-Qualität [ɛ:] zu 'schließen'. Bei immer mehr deutschen Sprechern ist ein realer Zusammenfall mit [e:] zu beobachten ([ˈmeɪtʃən] statt [ˈmɛɪtʃən], [ˈke:zə] statt [ˈkɛ:zə] usw., vgl. KOHLER, [30]:172 f.). Diese allmählich verlorengehende Distinktion mag auch der Grund dafür sein, daß deutsche Muttersprachler im Englischen im allgemeinen extreme Probleme haben, daß englische sehr viel offenere [ǣ] zu realisieren bzw. vom englischen [e] zu unterscheiden (*man* [mǣ'n] vs. *men* [mɛ̄n], *bet* [bɛ̄t] vs. *bat* [bǣt], *Ellen* ['ɛ̄lən] vs. *Allen* ['ǣ'lən]).

Neben seinem für das Deutsche ungewöhnlichen Öffnungsgrad weist das englische [ǣ] auch noch eine quantitative und eine qualitative Besonderheit auf. Traditionell wird [ǣ] nämlich als Kurzvokal beschrieben. Sowohl SCHERER & WOLLMANN als auch GIMSON konstatieren jedoch, daß dieser Laut inzwischen deutlich länger gesprochen wird als alle anderen sogenannten 'Kurzvokale', wenn auch nur vor stimmhaftem Konsonant annähernd so lang wie ein Langvokal (vgl. [53]:133 und [21]:103). Konsequenterweise wurde das zentrale Allophon hier durch das Diakritikum 'halblang' ergänzt. Qualitativ bemerkenswert ist die bei der Produktion des [ǣ] die oftmals deutliche Enge im Pharynxraum (vgl. GIMSON, [21]:103) und die im Vergleich zum deutschen [ɛ:] bzw. [ɛ] stärkere Spannung der Zungen- und Kehlkopfmuskeln (vgl. ARNOLD & HANSEN, [2]:105). Beides ist wiederum Teil der artikulatorischen Grundeinstellung und auch auf Allophobenebene kaum darzustellen.

Das englische [ǣ] gilt als einer der schwierigsten Laute für deutsche Muttersprachler.

**A-Qualitäten** Zentrale Allophone sind im Englischen [ʌ] und [ɑ:], im Deutschen [a] und [ɑ:].

Das englische [ʌ] wird bei weiter Öffnung des Kiefers und neutraler Lippenstellung produziert. Die Qualität beschreibt GIMSON als die eines zentralisierten, leicht gehobenen Kardinal [a] (vgl. [21]:104). Damit ist das [ʌ] tatsächlich nicht allzu weit vom deutschen [ɑ:] bzw. [a] entfernt, das ja auch keineswegs vorne, sondern zentral gebildet wird (vgl. HALL, [26]:34). Daß deutsche

Muttersprachler dennoch immer wieder andere Vokal-Qualitäten bis hin zum [œ] substituieren, mag an den für das Deutsche ungewohnten Graphem-/Phonem-Korrespondenzen des englischen [ʌ] liegen (*umbrella, curry, pumps*, vgl. SCHERER & WOLLMANN, [53]:134 f.).<sup>17</sup>

Das englische [ɑ:] wird ebenfalls bei weiter Öffnung des Kiefers und neutraler Lippenstellung produziert. Im Vergleich zu [ʌ] liegt es allerdings deutlich weiter hinten. Diese Zungenlage würde es auch deutlich von einem deutschen [ü:] unterscheiden, das einige Phonologen statt des hier angesetzten [ɑ:] annehmen (vgl. z.B. SCHERER & WOLLMANN, [53]:136 und 152 f., als Vertreter der Gegenposition aber auch KOHLER, [30]:170).<sup>18</sup>

Im Gegensatz zum Deutschen kennt das Englische also zwei qualitativ unterscheidbare A-Qualitäten.

**O-Qualitäten** Für das Englische können die zentralen Allophone [ɒ] und [ɔ:] angesetzt werden, für das Deutsche [ɔ], [o:] und [o].

Das englische [ɔ:] liegt qualitativ zwischen deutschem [o:] und [ɔ], wobei die Lippen nicht ganz so stark gerundet werden. Im gegenwärtigen RP tritt [ɔ:] inzwischen oft statt [ʊə] und [ɔə] auf, besonders dort, wo ein historisches r ausgefallen ist ('r dropping'), so etwa in: *sure, poor, your, war*, usw. (vgl. GIMSON, [21]: 110 f.). Da das entsprechende deutsche Allophon [ɔ] als 'Kurzvokal' nicht in finaler Position stehen kann (vgl. Kapitel 5), kann es für deutsche Muttersprachler ungewohnt sein, diese Qualität in dieser Position zu realisieren.

Das englische [ɒ] korrespondiert weitgehend mit dem entsprechenden sekundären Kardinalvokal und liegt damit wiederum weiter hinten als alle vergleichbaren deutschen Vokalqualitäten. Die Existenz dieser gerundeten Form ist RP-spezifisch. In anderen Dialekten, wie etwa dem GenAm, tritt nur noch die ungerundete Variante [ɑ:] auf, vgl. *bomb* im RP: [bɒm] vs. GenAm: [bɑ:m], oder nur noch die alternative O-Qualität [ɔ:], so etwa im schottischen Standard, vgl. RP: *not* [nɒt] vs. Schottisch: [nɔ:t] (vgl. GIMSON, [21]:108 f.).

**U-Qualitäten** Für das Englische gelten die zentralen Allophone [ʊ] und [u:], für das Deutsche [ʊ], [u:] und [u].

Englisches [ʊ] und deutsches [ʊ] unterscheiden sich, abgesehen von ihrem unterschiedlichen Kieferöffnungsgrad, kaum. Lediglich das parallel zu [ʊ] auftretende periphere Allophon [ʏ] (*good*: [gʊd] und [gʏd], ebenso in *should, could*) hat keine Entsprechung im Deutschen (vgl. GIMSON, [21]:112).

Das deutsche [u:] steht wie [i:] in betonter Silbe, das deutsche [u] tritt wie [i] nur in unbetonter Silbe auf. Im Englischen existieren parallel zu [u:] die peripheren Allophone [ü] und vor allem in finaler Position [uu], so etwa in *shoe*, das als [ju:] oder [juu] realisiert werden kann. Vor [ʃ] wird [u:] im allgemeinen sehr weit hinten und als Monophthong produziert (GIMSON, [21]:114). Insbesondere für das **diphthong-wertige** Allophon [uu] existiert im Deutschen keine Entsprechung.

**Ö- und Ü-Qualitäten** Das Deutsche weist die Zentralallophone [ø:], [ø], [œ], [ɤ], [y:] und [y] auf. Das Englische besitzt keine vorderen gerundeten Vokale.

**Schwa- und andere zentrale Qualitäten** Für das Englische können die zentralen Allophone [ə] und [ɜ:] angesetzt werden, für das Deutsche [ə] und [ɐ].

<sup>17</sup>Eine sehr ausführliche Diskussion zum englischen [ʌ] bietet MARTINET in [40].

<sup>18</sup>Tatsächlich vergleichbar ist es allerdings mit einigen bayerischen Varianten, solange diese keine Rundung erfahren.

Das Schwa [ə] wird in beiden Sprachen praktisch identisch gebildet. Während jedoch [ə] im Deutschen, zumindest als zentrales Allophon, nur aus einer Reduktion von [e] resultieren kann, sind im Englischen alle unbetonten Vokalqualitäten durch [ə] ersetzbar (SCHERER & WOLLMANN, [53]:138 f.), vgl. *Anna*: dt. [ˈana] vs. engl. [ˈæːnə]. Ein zusätzlicher Unterschied ergibt sich hier durch das sogenannte 'Lehrer-Schwa' [ɐ] des Deutschen, das immer dann substituiert wird, wenn [ʁ] wortfinal stehen würde. Geht ein [ə] voraus, wird dieses elidiert (*bitter* [bitʰɐ] vs. *bittere* [bitʰə]), geht ein anderer Vokal voraus, so entsteht ein Diphthong: *hier* [hi:ɐ], *wirr* [vɪɐ], *Herr* [hɛɐ], usw. (vgl. KOHLER, [30]:166). Im Englischen kommt es in dieser Position zu einem Ausfall der R-Qualität ('R-dropping') bzw. einer Reduzierung zu Schwa (vgl. *bitter*: dt. [bitʰɐ] vs. engl. [bitə]).

Das englische [ɜ:] hat keine Entsprechung im Deutschen. Von [ə] unterscheidet es sich allein durch seine Länge und der Tatsache, daß es auch in betonter Silbe auftreten kann. Die traditionelle Trennung der Symbole beruht darauf, daß ein [ɜ] in unbetonter Silbe nicht automatisch mit [ə] gleichgesetzt werden kann, vgl. *foreword* [ˈfɔ:wɜ:d] vs. *forward* [ˈfɔ:wəd] (vgl. GIMSON, [21]:115 f.). Obgleich beide in betonter Silbe stehen können, darf natürlich auch [ɜ:] nicht als [ɐ] realisiert werden (vgl. *her* [hɜ:] vs. *hör!* [hø:ɐ]).

**Diphthonge** Das Englische verfügt hier über acht zentrale Allophone, die sogenannten 'closing diphthongs'<sup>19</sup> [eɪ], [aɪ], [ɔɪ], [əʊ], [aʊ] und die sogenannten 'centring diphthongs' [ɪə], [eə], [ʊə]. Das Deutsche kennt hingegen nur drei zentrale Diphthong-Allophone: [aɪ], [aʊ] und [ɔɪ].<sup>20</sup> [ə]-Bestandteile treten im Deutschen nicht auf.

Den dynamischen Unterschied zwischen den englischen und den deutschen Diphthongen erklären SCHERER & WOLLMANN wie folgt:

*"Germanische Diphthonge sind fallend, d.h. der erste Vokal hat mehr Nachdruck als der zweite. Er ist im Deutschen kurz, im Englischen gedehnt. Die Dehnung ist vor einer Lenis größer (side [said]), vor einer Fortis geringer (sight [saɪt])."*

[53]:139

Die hier von SCHERER & WOLLMANN nur angedeutete Unterscheidung zwischen fallenden und steigenden Diphthongen kann auch auf den 'Silbenwert' des jeweiligen Bestandteils ausgeweitet werden: In fallenden Diphthongen ist die zweite Hälfte nicht-silbisch, in steigenden Diphthongen, wie sie etwa im Französischen auftreten, die erste Hälfte (vgl. HALL, [26]:257). Nach dieser Einteilung gleichen sich das Englische und das Deutsche zunächst (eine Ausnahme können lediglich das englische [ɪə] und [ʊə] bilden, siehe unten). Das dann wiederum unterschiedliche Längen- bzw. Intensitätsverhältnis zwischen erstem und zweitem Diphthong-Bestandteil ist Teil der 'tieferliegenden Unterschiede' zwischen den beiden Sprachen. Es ist, wie bereits erwähnt, der vorwiegende Grund dafür, daß engl. /haus/ nicht wie dt. /haus/ klingt (siehe Abschnitt 4.1). Das hier verwendete Diakritikum 'halblang' vermag diesen Unterschied nur anzudeuten. Ebenfalls aus SCHERER & WOLLMANN ersichtlich ist, daß alle englischen Allophone, bei Erhalt der Relation zwischen erstem und zweitem Element, **lang oder kurz realisiert** werden können. Wie bei den Monophthongen zeigen sich die entsprechenden peripheren Allophone vor allem vor stimmhaftem bzw. stimmlosem Konsonanten: z.B. *made* [me:ɪd] vs. *mate* [meɪt], vgl. *mad* [mæ:d] vs. *mat* [mæt] (vgl. hierzu auch GIMSON, [21]:119)

<sup>19</sup>Diese Bezeichnung bezieht sich darauf, daß die Zunge bei diesen Diphthongen von einem offenen zu einem geschlosseneren Vokal gleitet, während bei den 'centring diphthongs' der zweite Bestandteil ein zentraler Vokal ist (vgl. SCHERER & WOLLMANN, [53]:139).

<sup>20</sup>Die regelmäßig aus "silbenfinaler r-Vokalisation" entstehenden Diphthonge [uɐ], [oɐ] [iɐ], [eɐ], usw. (MACHELETT, [37]:29) werden hier als sekundäre Erscheinung bewußt nicht einbezogen.

Die wichtigsten qualitativen Variationen innerhalb der englischen Diphthong-Klasse ergeben sich durch die zahlreichen Möglichkeiten, den Startpunkt eines Diphthongs zu wählen. Nachzulesen sind diese Möglichkeiten sehr ausführlich in GIMSON ([21]:120 ff.). Als eine Schwierigkeit für deutsche Muttersprachler dürfte es sich dabei vor allem erweisen, den Diphthong [əʊ] tatsächlich zentral zu beginnen lassen – so wie es problematisch sein kann, [ɪə], [eə] und [ʊə] zentral enden zu lassen – denn diese Muster haben keinerlei Entsprechung im Deutschen.

Weitere peripher-allophonische Varianten lassen sich gruppenweise analysieren: So kann z.B. das [ɪ] als zweiter Bestandteil der englischen Diphthonge [eɪ], [aɪ] und [ɔɪ], vor ‘dark l’ [ɫ] von der damit verbundenen Hinterzungenbewegung “absorbiert” werden (GIMSON, [21]: 120 ff.) Parallel zu den Standardformen *sail* [seɪɫ], *pail* [paɪɫ] und *oil* [ɔɪɫ] treten daher bisweilen [se:ɔɪɫ], [pa:ɔɪɫ] und [ɔ:ɔɪɫ] auf. [əʊ] und [aʊ] liegen nahe genug, um bei allzu starker Variation der Startpunkte Gefahr zu laufen zusammenzufallen. Insofern wird [aʊ] nur in Hinblick auf die Zungenlage, nicht aber in Hinblick auf die Zungenhöhe variiert, während die peripheren Allophone von [əʊ] vor allem Monophthong-Charakter annehmen können, z.B. [ə] in *window* [ˈwɪndə] oder *fellow* [ˈfelə] (statt der im allgemeinen bevorzugten Standardformen [ˈwɪndəʊ] bzw. [ˈfeləʊ]) (vgl. GIMSON, [21]:124 ff.). Die ‘centring diphthongs’ [ɪə] und [ʊə] bilden, wie schon weiter oben angedeutet, eine Ausnahme: Sie können wie alle übrigen Diphthonge die Prominenz auf ihrem ersten Element tragen, so etwa in *here* [hɪə] bzw. *cruel* [krʊəɫ], treten aber in unbetonter Silbe oftmals auch als steigender Diphthong auf, so z.B. in *serious* [ˈsɪə.ɹɪəs] (oder: [ˈsɪə.ɹɪəs]) bzw. *jaguar* [ˈdʒæɡjʊə] (oder: [ˈdʒæɡwə]). Eine weitere Besonderheit ergibt sich für [ʊə], weil für diese Diphthongform in zahlreichen Wörtern mittlerweile der Monophthong [ɔ:] substituiert wird (*sure* [ʃɔ:] statt [ʃʊə], *poor* [pɔ:] statt [pʊə], usw.) und diese Substitution nicht nur üblich, sondern auch innerhalb des RP akzeptabel ist (vgl. GIMSON, [21]:134). Das ebenfalls zu der Gruppe der ‘centring diphthongs’ gehörende [eə] bleibt immer ein steigender Diphthong (*bear* [beə], *rarity* [ˈre.ə.ɹɪti] usw.). Auch hier kann es allerdings zu einer Substitution durch einen Monophthong kommen. [ɛ:]<sup>21</sup> gilt heute in allen Positionen, in denen [eə] auftritt, als gleichermaßen akzeptabel (vgl. GIMSON, [21]:133). Hier kann ein deutscher Muttersprachler also ausnahmsweise einen ihm aus dem Deutschen bekannten Laut einsetzen.

Im übrigen muß vor allem die **Anzahl** der englischen Diphthonge bei deutschen Sprechern zwangsläufig zu produktiven wie perceptiven Schwierigkeiten führen. Eine Faustregel in der Phonetik lautet: Nur Unterschiede, die produziert werden können, können auch perzipiert werden. Auf den Zweitspracherwerb können wir vorsichtig erweitern: Nur Unterschiede, die in der Muttersprache produziert werden, können in der Fremdsprache ohne weiteres perzipiert werden. Die Diphthonge und die noch zusätzlich in einigen ‘Monophthongen’ vorkommenden Gleit-Bewegungen (siehe vor allem [ɪ:] und [ʊ:]) dürften also eine der Hauptschwierigkeiten des englischen Lautinventars darstellen. TRUBETZKOY geht sogar noch einen Schritt weiter. Er sieht die Einteilung der englischen Kurz- und Langmonophthonge samt der der Diphthonge als grundsätzlich nicht systematisch genug und stellt fest, daß z.B. die englische ‘Quantität’, die ja zentraler Bestandteil dieser Einteilung ist, in Anlehnung an die Silbenschnitttheorie (siehe z.B. POMPINO-MARSCHALL, [47]:231) nichts anderes als ein “*prosodischer Anschlußartengegensatz*” ist ([58]:108 und 194 f.). Demzufolge gilt seines Erachtens für das Englische:

“‘Kurz’ ist ein Vokal, der in seinem Ablauf durch den Einsatz des folgenden Konsonanten unterbrochen wird, ‘lang’ ist ein Vokal mit ungestörtem, vollem Ablauf. Aus der Beschreibung von Daniel Jones geht hervor, daß von den ‘vollablaufenden’ Vokalphonemen des Englische nur *a:* und *ə* keine diphthongische

<sup>21</sup>Mit der Verwendung dieses Symbols halten wir uns streng an GIMSON, das zusätzliche Diakritikum wurde gemäß GIMSONS Vokalraumangaben für diesen Laut gewählt (vgl. [21]:133 f.)

*Varianten aufweisen. [...] Zwischen den 'echten' Diphthongen und den 'langen Monophthongen' (außer a: und ə) der von Daniel Jones beschriebenen Form des modernen Englisch kann kein grundsätzlicher Unterschied anerkannt werden: sowohl die einen wie die anderen sind vollablaufende Vokalphoneme mit beweglichem Öffnungsgrad."*

[58]:108

In Hinblick auf diese systematische Problematik, aber auch in Hinblick auf das Englische als Fremdsprache für einen Deutschen, der in seiner Muttersprache nicht einmal halb so gut mit Diphthongen ausgestattet ist, kann man TRUBETZKOY zweifellos zustimmen, wenn er schon einleitend konstatiert:

*"Besonders verwickelte Probleme ergeben sich bei den Diphthongen der englischen Sprache."*

[58]:108

**Triphthonge** Alle englischen 'closing diphthongs' können durch [ə] zu einem Triphthong ergänzt werden: [eɪə] wie in *player* ['pleɪə], [aɪə] wie in *fire* [faɪə], [ɔɪə] wie in *employer* [im'plɔɪə], [əʊə] wie in *slower* ['sləʊə] und [aʊə] wie in *our* [aʊə]. Wie aus den Beispielen ersichtlich, kann dies sowohl innerhalb eines Morphems der Fall sein als auch über eine Morphemgrenze hinweg.

Gerade, wenn ein Triphthong innerhalb eines Morphems auftritt, kann es zu (graduellen) Reduktionen kommen. Der erste Schritt ist eine Elision des mittleren Elementes bei gleichzeitiger Längung des ersten. Dieses Phänomen wird üblicherweise als 'smoothing' bezeichnet und resultiert in Formen wie *fire* [fa:ə], *our* [ɑ:ə] und sogar über die Morphemgrenze hinweg in *player* [ple:ə], usw. Wird [əʊə] auf diese Weise verkürzt, wie etwa in *slower*, bleibt automatisch nur noch eine lange Schwa-Qualität übrig, die entsprechend der bereits erläuterten Symbolkonventionen durch [ɜ:] repräsentiert wird: [slɜ:]. Einige der übrigen Vokalcluster können in einem zweiten Schritt ebenfalls monophthongisiert werden: [a:ə] > [a:ɪə] → [a:], [a:ə] > [aʊə] → [a:], [e:ə] wie der Diphthong [eʊə] → [ɛ:] (vgl. GIMSON, [21]:128 f.). Selbst an Wortgrenzen können sich Triphthonge ergeben – und auch bei diesen Triphthongen treten Verkürzungen auf und auch hier wird zuerst das mittlere Element abgeschwächt, so z.B. in *way up* [wɛ:ʌp] > [weɪ ʌp]. All diese Reduktionsformen können als Beweis für die vergleichsweise schwache Position des zweiten Elementes in englischen Diphthongen verstanden werden (vgl. GIMSON, [21]: 130)

Im Deutschen entstehen Triphthonge vor allem aus Diphthong plus [ʊ] – wiederum sowohl innerhalb eines Morphems als auch über die Morphemgrenze, nicht aber über die Wortgrenze hinweg. Die Einschränkung für die Wortgrenze ergibt sich automatisch durch die vor allem wortinitial übliche Glottal-Stop-Epenthese, vgl. *Buy a house!* [baɪə'haʊs] → [ba:ə'haʊs] vs. *Bau am Haus!* [bauʔam'haus]. Leider gibt es für die Realisierung deutscher Triphthonge kaum Beschreibungen. Sicher scheint mir jedoch, daß das Deutsche dazu neigt, Glide-Elemente einzuschieben: *Feier* ['faɪə] → ['faɪjə], *Säue* ['zɔɪə] → ['zɔɪjə], *Bauer* ['bauə] → ['bauwə]. Eine Elision des mittleren Elementes ist jedoch nicht denkbar.

Abschließend soll (12) noch einmal einen zusammenfassenden Überblick über alle zentralen Vokal- und Diphthong-Allophone des Englischen und Deutschen geben.

ENG	i:	-	ɪ	-	ɛ	-	-	æ	-	-	ʌ	ɑ:
DEU	i:	i	ɪ	e:	e	ɛ:	ɛ	-	a:	a	-	-

(12)

ENG	-	-	ɔ:	-	ɒ	ʊ:	-	ʊ	-	-	-	-	-	-	ɜ:	ə	-
DEU	o:	o	-	ɔ	-	u:	u	ʊ	ø:	ø	œ	y:	y	ʏ	-	ə	ɐ

ENG	eɪ	aɪ	ɔɪ	əʊ	aʊ	ɪə	eə	ʊə
DEU	-	aɪ	ɔɪ	-	aʊ	-	-	-

## 5 Silbenstrukturbedingungen

Unter Silbenstrukturbedingungen versteht man “*phonotaktische Beschränkungen, die sich auf die Silbe beziehen*” (HALL, [26]:210). Der Status der Silbe als phonologische Einheit und damit als Basis einer phonologischen Analyse ist nicht unumstritten, kann aber gerechtfertigt werden (vgl. z.B. HALL, [26]:205 ff). Im Rahmen dieser Analyse bietet sich der Blick auf die Silbenstruktur an, weil hier das Englische und das Deutsche genug Gemeinsamkeiten aufweisen, um einen Vergleich zwischen den Unterschieden zu erlauben.

### 5.1 Das Grundgerüst der englischen und der deutschen Silbe

Für beide Sprachen läßt sich die grundlegende Silbenstruktur in ihrer minimalen bzw. maximalen Form wie folgt angeben:

$$(13) C_0^3 V C_0^4$$

Ein Beispiel für eine minimale Struktur im Englischen wäre [i:] für den Buchstaben *E* oder [ə] als weak form des Artikels *a* (siehe Kapitel 8), ein Beispiel für eine maximale Struktur wäre [stɪŋkθs] *strengths*. Im Deutschen ist z.B. *Strumpf* [ʃtʰʊmpf] oder *Herbst* [hɛɪpstʰ]<sup>22</sup> möglich. Das Hauptaugenmerk liegt hier meistens auf der Kombinierbarkeit der Konsonanten. Aber auch ein Aspekt der Vokaldistribution paßt hierher und soll dementsprechend vorangestellt werden:

Nach WELLS und KREIDLER ([60]:119 bzw. [32]:50 ff.) treten die englischen Kurzvokale in betonter Silbe – wie in (14) und (15) dargestellt – nur dann auf, wenn diese Silbe geschlossen ist (vgl. *kit* [kɪt] vs. *key* [kɪ:]). Die Langvokale und Diphthonge können hingegen sowohl vor Vokal als auch vor Konsonant auftreten: (16)

$$(14) \text{ [ɪ ɛ æ ʌ ɒ ʊ] / ' \_ C}$$

$$(15) \text{ *! [ɪ ɛ æ ʌ ɒ ʊ] / ' \_ ]\sigma}$$

<sup>22</sup>Dies gilt natürlich nur für solche Sprecher, die hier tatsächlich eine R-Qualität bewahren und nicht [hɛɪpstʰ] realisieren.

$$(16) \quad [i: \text{ a: } \text{ɔ:} \text{ u: } \text{ɛ:} \text{ aɪ } \text{ɔɪ } \text{əʊ} \text{ aʊ } \text{ɪə } \text{eə } \text{ʊə}] / \left\{ \begin{array}{l} ' \text{---C} \\ ' \text{---}]_{\sigma} \end{array} \right\}$$

Eine ganz ähnliche Konstellation läßt sich für das Deutsche feststellen: (17), (18) und (19) (vgl. KUFNER, [33]:79).

$$(17) \quad [ɪ \text{ ɛ } \text{ a } \text{ ɔ } \text{ u } \text{ œ } \text{ ʏ}] / ' \text{---C}$$

$$(18) \quad *! \quad [ɪ \text{ ɛ } \text{ a } \text{ ɔ } \text{ u } \text{ œ } \text{ ʏ}] / ' \text{---}]_{\sigma}$$

$$(19) \quad [i: \text{ e: } \text{ ɛ:} \text{ a:} \text{ o:} \text{ u:} \text{ ø:} \text{ y:} \text{ ai} \text{ ɔi} \text{ au}] / \left\{ \begin{array}{l} ' \text{---C} \\ ' \text{---}]_{\sigma} \end{array} \right\}$$

WELLS, KREIDLER und KUFNER gehen vom Phonemsystem der jeweiligen Sprache aus und betrachten allein die positionellen Beschränkungen für betonte Vokale. Möchte man auch die übrigen zentralen Allophone einordnen, so ist dies erst einmal weder für das englische [ə] und [ɪ̇], noch für das deutsche [ə] [i], [e], [o], [u], [ø] und [y] möglich. Ergänzend hinzuzufügen wären also zunächst die positionellen Beschränkungen der betonten Silbe als solche. Diese Beschränkung gilt dann im Deutschen für eine ganze Reihe von Vokalen (20):

$$(20) \quad *! \quad [i \text{ e } \text{ o } \text{ u } \text{ ø } \text{ y } \text{ ə}] / ' \text{---}$$

Parallel dazu folgt das englische Schwa in (21).

$$(21) \quad *! \quad [ə \text{ ɪ̇}] / ' \text{---}$$

Für den englischen 'happy vowel' [ɪ̇] müssen jedoch genau genommen noch weitere Spezifikation wie in (22) erfolgen:

$$(22) \quad [ɪ̇] / \text{---}\# \quad \text{und zugleich} \quad *! \quad [ɪ̇] / ' \text{---}\#$$

Wenden wir uns nun den kombinatorischen Möglichkeiten von Konsonantenclustern zu, so muß von vornherein deutlich betont werden, daß solche Übersichten vor allem der Vollständigkeit dienen. Sie hängen immer vom Auswahlverfahren des jeweiligen Autoren ab und stellen damit niemals eine endgültige Lösung dar.

Zentral ist im allgemeinen die Frage, welche Lautkombinationen als Teil der jeweiligen Sprache betrachtet werden können. Fast immer findet man Kombinationen, für die es nur sehr wenige Belege gibt – meist weil es sich um phonologisch 'nicht-integrierte' Fremdwörter oder veraltete oder seltenere Aussprachevarianten handelt. Solche Fälle haben innerhalb einer Sprache nur einen "marginale Status" (HALL, [26]:233) und werden deshalb oft ausgelassen. Andere Auslassungen sind leider meist zufälliger Natur. Selbst die hier zum Vergleich herangezogenen phonotaktischen Übersichten (GIMSON [21], HALL [26] und KOHLER [30]) wiesen Fehler oder zumindest Inkonsistenzen auf<sup>23</sup>. So etwas ist bei der Menge der Daten zwar verständlich, aber auch ein weiterer Grund dafür, warum solche Listen mit Vorsicht zu genießen sind. Trotzdem bieten solche Übersichten eine gute Grundlage, auf die man im Rahmen des Sprachvergleichs immer dann zurückgreifen kann, wenn ein/e Nicht-MuttersprachlerIn einen Fehler auf syntagmatischer Ebene macht. Die hier zusammengestellten Tabellen entstanden unter folgenden formalen Voraussetzungen:

<sup>23</sup>So führt etwa HALL, um nur ein Beispiel zu nennen, weder [-ŋt], noch [-ŋs], noch [-ŋk] auf, obwohl diese Kombinationen u.a. in *singt*, *sing 's*, *Dank* vorkommen ([26]: 235).

1. Erfasst werden sollten möglichst alle potentiellen Kombinationen des Englischen und des Deutschen.<sup>24</sup>
2. Die Position (initial, medial, final), in der das jeweilige Cluster auftreten kann, war zunächst unerheblich. Ebenso kamen sowohl morphologisch einwertige wie morphologisch zweiwertige Silben in Betracht.
3. In Anlehnung an HALL ([26]:231) wurde auch hier angenommen, daß [pf], [ts], [tʃ] und [tʃ], solange sie innerhalb eines Morphems auftreten, Affrikaten des Deutschen sind und jeweils den Wert eines Einzelsegmentes haben. Entsprechend wurde im Falle des englischen [tʃ] und [tʃ] verfahren (vgl. GIMSON, [21]:157 ff.<sup>25</sup>).
4. ‘Seltene Kombinationen’ sollten zumindest erwähnt werden, da sie im sprachübergreifenden Vergleich Aufschluß geben können über den Unterschied zwischen den **zufälligen** und **systematischen Lücken** der jeweiligen Sprache, also darüber welche Lautkombination phonotaktisch im Grunde möglich wären (und vielleicht nur per Zufall nicht vorhanden sind) und welche tatsächlich nicht mit dem System der jeweiligen Sprache vereinbar sind.
5. Kombinationen, die zwar fremden Ursprungs, aber **produktiv** sind, wurden wie einheimische Cluster behandelt. Zu diesen Fällen zählte z.B. initiales [ʃm-], [ʃn-], [ʃl-] und [ʃw-] im Englischen, die eigentlich vor allem in jiddischen bzw. deutschen Lehnwörtern auftreten (*schmuck* [ʃmʌk], *schnaps* [ʃnæps], *schlep* [ʃlep], *schwa* [ʃwa]), inzwischen aber auch bei Neubildungen wie etwa Produktnamen (*Schweppes*) Verwendung finden.
6. Im allgemeinen sollten nur zentrale Allophone verwendet werden. In Fällen in denen dies zu phonetisch unrealistischen Formen geführt hätte, wurde jedoch auf periphere Allophone zurückgegriffen. Dies betraf insbesondere die Aspiration der deutschen Plosive innerhalb von Clustern.

Die Platzhalter des Strukturmodells in (13) können im Englischen bzw. im Deutschen demnach wie folgt gefüllt werden:

---

<sup>24</sup>Zur Generalisierung englischer Konsonantencluster vgl. ASHBY & ASHBY [3].

<sup>25</sup>Dort ist auch nachzulesen, warum andere ‘potentielle’ Affrikaten wie etwa [ts] im Englischen keine geeigneten Kandidaten für den einwertigen Status sind.

→  $C_0^3 \vee C_0^4$

Füllwert	E	D
C <sub>0</sub>	Ohne initialen Konsonanten dürfen alle Vokale stehen, wobei /ʏ/ und /ʊə/ in dieser Position lediglich in Fremdwörtern erscheinen. Grundsätzlich gelten außerdem die Beschränkungen aus (14), (15), (16), (21) und (22).	Ohne initialen Konsonanten dürfen alle Vokale stehen, wobei grundsätzlich die Beschränkungen aus (17), (18), (19) und (20) gelten.
C <sub>1</sub>	Alle Konsonanten außer [ŋ]. Allerdings erscheint [ʒ] nur in (französischen) Lehnwörtern, [ð] nur in Funktionswörtern, [θ] nur in Inhaltswörtern.	Alle Konsonanten, wobei [s] und [ŋ] nur im Anlaut einer wortinternen Silbe erscheinen dürfen.
C <sub>2</sub>	<ul style="list-style-type: none"> <li>☞ [p, b, f] + [l, ɪ]</li> <li>☞ [t, d, (θ)] + [ɪ, w]</li> <li>☞ [k, g] + [l, ɪ, w]</li> <li>☞ [s] + [p, t, k, f, m, n, l, w]</li> <li>☞ [ʃ] + [l, w, m, n]</li> <li>☞ [p, (b), t, d, k, f, v, s, m, n] + [j]</li> <li>  / __{u:, uə, ɔ:, ə}</li> </ul>	<ul style="list-style-type: none"> <li>☞ [p<sup>h</sup>, b, f] + [l, ʁ]</li> <li>☞ [t<sup>h</sup>, d] + [ʁ]</li> <li>☞ [k<sup>h</sup>] + [n, v, l, ʁ]</li> <li>☞ [g] + [n, l, ʁ]</li> <li>☞ [ʃ] + [p, t, m, n, v, l, ʁ]</li> <li>☞ [pf] + [l]</li> <li>☞ [ts] + [v]</li> </ul>
	SELTENERE KOMBINATIONEN: [sm-], [sn-], [zl-], [zj-], [zw-], [ʒj-], [ʒw-], [hj-], [hw-], [ɪj-], [ɪw-]	SELTENERE KOMBINATIONEN: [p <sup>h</sup> n-], [ps-], [gm-], [pfʁ-], [vl-], [vʁ-] [sm-], [sk <sup>h</sup> -], [sts-], [sf-], [sl-], [sʁ-]
C <sub>3</sub>	<ul style="list-style-type: none"> <li>☞ [s] + [p] + [l, ɪ]</li> <li>☞ [s] + [t] + [ɪ, j]</li> <li>☞ [s] + [k] + [ɪ, j, w]</li> </ul>	<ul style="list-style-type: none"> <li>☞ [ʃ] + [p] + [l, ʁ]</li> <li>☞ [ʃ] + [t] + [ʁ]</li> </ul>
	SELTENERE KOMBINATIONEN: [smj-], [skl-]	SELTENERE KOMBINATIONEN: [skl-], [skʁ-]

Tabelle 1: Silbenstrukturbeschränkungen für den englischen und den deutschen Onset

$$\rightarrow C_0^3 V \boxed{C_0^4}$$

Füllwert	E	D
C <sub>0</sub>	Ohne finalen Konsonanten dürfen in betonter Silbe ausschließlich lange Vokale bzw. Diphthonge stehen – vgl. (14), (15) und (16).	Ohne finalen Konsonanten dürfen in betonter Silbe ausschließlich lange Vokale bzw. Diphthonge stehen – vgl. (17), (18) und (19).
C <sub>1</sub>	Alle Konsonanten außer [ɹ, h, j, w], wobei [ʒ] nur nach [i:, a:, u:, eɪ] in Wörtern französischen Ursprungs auftritt und [ŋ] nur nach [ɹ, æ, ʌ, ɒ].	Alle Konsonanten außer [h] und den stimmhaften Obstruenten – vgl. (4) und (8).
C <sub>2</sub>	<ul style="list-style-type: none"> <li>☞ [p, f] + [t, θ, s]</li> <li>☞ [b, g, v, ð] + [d, z]</li> <li>☞ [t] + [θ, s]</li> <li>☞ [d] + [z]</li> <li>☞ [k, θ] + [t, s]</li> <li>☞ [s] + [p, t, k]</li> <li>☞ [tʃ, ʃ] + [t]</li> <li>☞ [dʒ, ʒ, z, ʒ] + [d]</li> <li>☞ [m] + [p, d, f, θ, z]</li> <li>☞ [n] + [t, d, tʃ, dʒ, θ, s, z]</li> <li>☞ [ŋ] + [k, d, z]</li> <li>☞ [ɹ] + [p, b, t, d, k, tʃ, dʒ, m, n, f, v, θ, s, z]</li> </ul>	<ul style="list-style-type: none"> <li>☞ [p] + [t<sup>h</sup>, s, ʃ]</li> <li>☞ [t] + [s]</li> <li>☞ [tʃ] + [t<sup>h</sup>]</li> <li>☞ [k, f] + [t<sup>h</sup>, s]</li> <li>☞ [s] + [p<sup>h</sup>, t<sup>h</sup>, k<sup>h</sup>]</li> <li>☞ [ʃ, ç, x, χ] + [t<sup>h</sup>, s]</li> <li>☞ [ts] + [t]</li> <li>☞ [m] + [p<sup>h</sup>, t<sup>h</sup>, f, s, ʃ]</li> <li>☞ [n] + [t<sup>h</sup>, f, s, ʃ, ç]</li> <li>☞ [ŋ] + [t<sup>h</sup>, k<sup>h</sup>, s]</li> <li>☞ [l] + [p<sup>h</sup>, t<sup>h</sup>, k<sup>h</sup>, m, n, f, s, ʃ, ç]</li> <li>☞ [ʁ] + [p<sup>h</sup>, t<sup>h</sup>, k<sup>h</sup>, m, n, f, s, ʃ, ç, l]</li> </ul>
C <sub>3</sub>	<p>Alle erlaubten stl. C<sub>2</sub>-Cluster + [t θ s]</p> <p>Alle erlaubten sth. C<sub>2</sub>-Cluster + [d θ z]</p>	<p>[-mpt], [-mpf], [-mps]</p> <p>[-nts], [-nft], [-nst], [-ŋkt], [-ŋks], [-ŋst]</p> <p>[-lps], [-lts], [-lst<sup>h</sup>]</p> <p>[-ɸps], [-ɸts], [-ɸkt<sup>h</sup>], [-ɸks], [-ɸft<sup>h</sup>], [-ɸst<sup>h</sup>], [ɸçt<sup>h</sup>]</p> <p>[-pst], [-kst], [-nst], [-fts], [-çts], [-tsts]</p>
		<p>SELTENERE KOMBINATIONEN:</p> <p>[-ntʃ], [ŋks], [-lft], [-ɸpʃ] [-ɸtʃ], [-ɸʃt]</p>
C <sub>4</sub>	<p>Alle erlaubten stl. C<sub>3</sub>-Cluster + [t s]</p> <p>Alle erlaubten sth. C<sub>3</sub>-Cluster + [d z]</p>	<p>Nur wenige Cluster wie [-ɸpst<sup>h</sup>], [-ksts], [-psts], [-nsts], [-ftst], [-xtst]</p>

Tabelle 2: Silbenstrukturbeschränkungen für die englische und die deutsche Coda

Die Tabellen lassen schon auf den ersten Blick erkennen, daß weder die englische noch die deutsche Silbe allzu sehr am ‘CV-Optimum’ (siehe auch Abschnitt 5.2) orientiert ist. Beide Sprachen verfügen über teilweise komplexe Konsonanten-Cluster, der Zweitspracherwerb dürfte also zumindest in diesem Bereich vergleichsweise wenig Probleme bereiten. Trotzdem existieren natürlich Unterschiede und damit verbunden potentielle Fehlerquellen. So darf z.B. im Deutschen nur stimmhaftes [z], nicht aber stimmloses [s] im Wortanlaut stehen (23), während das Englische in dieser Position beide S-Qualitäten erlaubt und sogar bedeutungsunterscheidend einsetzt (vgl. *zoo* [zʊ:] vs. *Sue* [sʊ:]).

(23) \*! [s] / #\_\_

Auch, daß im Englischen [s] und ein weiterer Konsonant wortinitial kombiniert werden darf, stellt ein Unterschied zum Deutschen dar, wo vergleichbare Verbindungen ausschließlich mit [ʃ] erlaubt sind (vgl. *slime* [slaɪm] vs. *Schleim* [ʃlam], entsprechend die Übertragung englischer Lehnwörter: *spikes*: engl. [spaɪks] → dt. [ʃparks]). Die Interferenzen, die hier entstehen können, sind offensichtlich. Weitere positionsbedingte Unterschiede lassen sich bei Bedarf in den beiden Tabellen nachsehen.

Daß trotz der Existenz komplexer Cluster das gleichzeitige Auftreten ‘umfangreicher’ initialer und finaler Cluster innerhalb einer Silbe beschränkt ist – besonders dann, wenn es sich um ein morphologisch einwertiges Wort handelt, erscheint naheliegend. KOHLER schreibt dazu:

*“Nach ... statistischen Ergebnissen liegt die häufigste Lautzahl des Einsilblers bei vier, d.h. es kommen normalerweise drei Konsonanten vor. Hier scheint sich ein Gesetz maximaler Differenzierung bei größtmöglicher Ökonomie kundzutun. Erstere wird durch Vermeiden von Wiederholungen, letztere durch Einschränkung artikulatorischer Bewegungen, die mit wachsender Zahl von Konsonanten pro Silbe zunehmen, erreicht.”*

KOHLER, [30]:185

Obwohl sich KOHLER hier zunächst nur auf den deutschen Einsilbler bezieht, kann man durchaus behaupten, daß sich das Englische in diesem Prinzip nicht erwähnenswert unterscheidet, denn die im Englischen z.B. größere Anzahl an finalen Kombinationsmöglichkeiten ist vor allem das Ergebnis grammatischer Suffigierungen, tritt also ohnehin nur in bi-morphemischen Verbindungen auf.

Die Tendenz, größere Konsonanten-Cluster letztendlich doch zu vermeiden, zeigt sich schließlich an den in beiden Sprachen vorhandenen Reduktionsmöglichkeiten solcher Verbindungen. So werden im Englischen Formen wie *fifths* [fɪfθs] oder *products* [ˈpɹɒdʌkts] nicht selten zu [fɪfs] und [ˈpɹɒdʌks] verkürzt (vgl. [21]:220). Im Deutschen kann vor allem cluster-mediales [t] entfallen, so etwa in *Glanz* [glants] → [glans], *erhältst* [eʁ'hɛltstʰ] → [eʁ'hɛlstʰ], usw. (vgl. KOHLER, [30]:208). Haben wir also zu Anfang gesagt, daß sowohl die englische als auch die deutsche Silbe nur selten das CV-Optimum erreicht, so kann man nun ergänzen, daß es in beiden Sprachen zumindest Tendenzen gibt, Silben in Richtung dieser idealen Struktur zu modifizieren. Ausgelöst werden solche Tendenzen üblicherweise von den sprachübergreifenden Universalien.

## 5.2 Universalien

Als ‘Universalien’ gelten Aussagen bzw. Gesetzmäßigkeiten, die die verbreitetsten Varianten von Sprachstrukturen beschreiben. Neben das Argument der Häufigkeit können Überlegungen zur Aufwendigkeit der Artikulation, der Eindeutigkeit der Perzeption, usw. treten. Entspricht eine Sprachstruktur der entsprechenden universellen Gesetzmäßigkeit gilt sie als **unmarkiert**, verhält

sie sich anders als in der Mehrzahl der Sprachen gilt sie als **markiert**. Betrachtet man also z.B. Konsonant-Vokal-Abfolgen über eine Vielzahl von Sprachen hinweg, wird man feststellen, daß der häufigste Typus die einfache CV-Abfolge ist. Diese Abfolge ist motorisch einfach zu bewältigen und bietet bei ausreichend großem Vokal- und Konsonanten-Inventar dennoch genügend Unterscheidungsmöglichkeiten. Die universal betrachtet unmarkierte Silbe ist also die CV-Silbe, eine CCCVCCCC-Silbe ist hingegen markiert.

An die Silbeneinheit sind eine Vielzahl von solchen universellen Beobachtungen geknüpft. Nicht alle sind für den vorliegenden Sprachvergleich entscheidend und so soll hier exemplarisch nur das sogenannte “*Silbenanlautgesetz*” (HALL, [26]:212 f.) herausgegriffen werden, das auf besonders interessante Weise zeigt, wie unterschiedlich sich das Englische und das Deutsche universellen Gesetzmäßigkeiten nähert. Dieses Gesetz läßt sich wie in (24) formulieren (ebd.).

- |      |                            |   |
|------|----------------------------|---|
| (24) | <i>Silbenanlautgesetz:</i> |   |
|      | a)                         | $\sigma$ [CV ist weniger markiert als $\sigma$ [V .   |
|      | b)                         | $\sigma$ [C <sup>n</sup> V ist weniger markiert als $\sigma$ [C <sup>n+1</sup> V. (wobei $n \geq 1$ ) |

Sowohl das Englische als auch das Deutsche verstoßen gegen Regelteil a) und Regelteil b). In beiden Sprachen existieren vokalinitiale Silben, in beiden Sprachen gibt es, wie wir gesehen haben, eine ganze Reihe von Silben, die mit deutlich mehr als einem Konsonanten beginnen.

Bei näherem Hinsehen fällt jedoch auf, daß gerade bei den markierten vokalinitialen Silben in beiden Sprachen besondere Phänomene auftreten. Im Deutschen ist dies die [ʔ]-**Epenthese**, im Englischen das, was wir zunächst als **R-Liaison** (vgl. z.B. WELLS, [61]:578) bezeichnen wollen. Die in betonten Silben obligatorische [ʔ]-Epenthese wurde bereits im Rahmen des deutschen Konsonanteninventars (siehe (6), Seite 16) besprochen. Sie bewirkt den Einschub eines Elementes mit konsonantischem Charakter, die daraus resultierende Silbenstruktur ist unmarkiert: [ʔi] vs. [i]. HALL zieht genau aufgrund dieses Phänomens den Schluß:

*Grundsätzlich scheint das Silbenanlautgesetz im Deutschen eine wichtige Rolle zu spielen.*  
[26]:230

Die englische R-Liaison ergibt sich im Zusammenspiel mit dem bereits erläuterten ‘R-dropping’ (siehe Seite 19). Denn in Dialekten, in denen die R-Qualität ausgefallen ist (siehe (10), Seite 19), kann in bestimmten Positionen genau diese R-Qualität auch wieder eingefügt werden, namentlich immer dann, wenn die folgende Silbe lediglich über einen Vokal im Onset verfügt.<sup>26</sup> Während also *far* isoliert als [fa:] realisiert wird, ergibt sich im Kontext mit vokalinitialem *away* [ˈfa:ɪ ə weɪ], vgl. auch *star*, v. [sta:] vs. *staring* [ˈsta:ɪɪŋ], *better* [ˈbetə] vs. *better off* [ˌbetəɪ ˈɒf], usw. Die so wieder eingetretene R-Qualität wird im allgemeinen als ‘**linking r**’ bezeichnet (vgl. WELLS, [61]:578), weil sie nicht Teil der ‘eigenen’ Silbencoda wird, sondern stattdessen in den vokalischen Onset der folgenden Silbe eintritt. Das Ergebnis ist damit wiederum eine unmarkierte Silbe. Innerhalb eines Wortes ist das ‘linking r’ normalerweise obligatorisch, über Wortgrenzen und besonders über Intonationsphrasengrenzen hinweg bisweilen fakultativ (ebd.).

Interessanterweise kann aber sogar dann eine R-Qualität eingefügt werden, wenn an dieser Stelle in der graphematischen Darstellung kein <r> steht, also nicht einmal ‘historisches R’ vorliegt. Diese Parallelbildung tritt in der gleichen Umgebung wie die R-Liaison auf und kann wie in

<sup>26</sup>WELLS gibt noch eine weitere Bedingung für den vorangehenden Vokal an. Ihm zufolge tritt die R-Liaison typischerweise nur nach /ə ɑ: ɔ: ɪ ə e ə ɜ: ʊ ə/ auf, also nach allen nicht-hohen Vokalen, die in dieser Position vorkommen können (vgl. WELLS, [61]:578).

(25) formuliert werden:

(25)  $\emptyset \rightarrow [ɹ] / [-\text{hoch V}] \_ \text{V}$

Typische Beispiele sind *law and order* [lɔ:ɹ ən 'ɔ:də], *drawing* ['dɪɹ:ɪŋ] und *vanilla ice* [və'nɪləɪ ə'ɪs]. Die hier eintretende R-Qualität wird als **'intrusive r'** bezeichnet und ist immer fakultativ. In gepflegter Umgangssprache kann sie bisweilen sogar vermieden werden. Wird sie realisiert, ist das Ergebnis wiederum eine unmarkierte Silbe. Offenbar verfügt das RP also über Strategien zur Vermeidung von vokalinitialen Silben, den markierten Fällen – eine andere Begründung wäre m.E. vor allem für das 'intrusive r' nur schwer zu finden. So liegt es natürlich nahe, zu überprüfen, was in all den anderen Fällen passiert, in denen Vokale wort- oder silbeninitial stehen. Und tatsächlich scheint fast immer irgendeine Art von Liaison aufzutreten. Nach ARNOLD & HANSEN ([2]:156 f.) kann jeder Konsonant in eine nachfolgende vokalinitiale Silbe 'hinübergebunden' werden. Die phonetischen Merkmale des Auslautes müssen dabei allerdings erhalten werden: *tub* [tʰʌb] vs. *get up* [ˈgɛ.tʌp] (vgl. [2]:166). Wie sehr sich dies vom Deutschen unterscheidet läßt sich anhand eines kleinen, oft zitierten Beispiels in (26) illustrieren:

(26) 

Anne ate an egg.
Anna aß ein Ei.

Läßt man diese beiden Sätze jeweils von einem Muttersprachler produzieren, so kann man den englischen Satz in etwa als [æ'n et ən ɛg] transkribieren, den deutschen als [ʔana ʔa:s ʔam ʔaɪ]. Der Unterschied ist offensichtlich und deutet wichtige 'sprachtypische Merkmale' an.

Dort, wo sogar ein Hiatus entstehen würde, also in intervokalischer Position, kann im Englischen GIMSON zufolge ein 'leichter' Gleitlaut eingefügt werden (vgl. [21]:264). Ist der erste Vokal ein [ɪ:], [i:], [ɪ], [eɪ], [aɪ] oder [ɔɪ] so hat dieser Gleitlaut eine [j]-Qualität, ist der erste Vokal ein [ʊ:], [u:] oder [aʊ] tritt eine [w]-Qualität auf. Beispiele hierfür sind: *my ears* [maɪjɪəz] und *may ask* [meɪjɑ:sk] bzw. *now and then* [naʊwənd ðen] und *you aren't* [juwɑ:nt] (ebd.).<sup>27</sup> Auch hier besteht also ausreichend Möglichkeit, den markierten Fall zu vermeiden.

Wie aber wird bei all diesen Wortverbindungen noch die Wortgrenze gewahrt bzw. markiert? Läßt sich *my ears* noch von *my years* unterscheiden und, wenn ja, wie? Eine Unterscheidung ist tatsächlich möglich, muß es sein, um eine ganze Reihe von homophonen Wortfolgen zu vermeiden. GIMSON nennt zwei entscheidende Faktoren, die im übrigen für die Markierung aller englischen Wortgrenzen gelten: erstens die phonetischen Merkmale, die einen Anlaut von einem Auslaut unterscheiden und zweitens der Ansatzpunkt des jeweiligen Wortakzents (vgl. [21]:264 ff.). Ihm zufolge werden z.B. Konsonanten in der Coda im allgemeinen etwas 'schwächer', bisweilen auch etwas kürzer produziert als im Onset. Wird ein Auslaut-Konsonant in die nachfolgende Silbe gebunden, so bleibt er immer noch etwas schwächer (und kürzer) als ein vergleichbarer Anlaut-Konsonant, vgl. *an aim* vs. *a name*. Hat der Auslaut-Konsonant ein besonderes Merkmal, so bleibt dieses, wie schon weiter oben erwähnt, auch in der gebundenen Form erhalten: *illegal* [ɪ.lɪ:gɪl] vs. *ill eagle* [ɪl j:ɡl]. Hinzu kommt, daß z.B. in *an aim* die Realisierung des Wortakzents erst auf dem [eɪ] einsetzt, während sie in *a name* schon auf dem Nasal beginnt (ebd.). Dort wo es nötig ist, kann die vokalinitiale Silbe also ohne weiteres als solche erkannt werden. Dort, wo es möglicherweise nicht nötig war, hat sich die Vermeidung des markierten Anlautes bisweilen auch

<sup>27</sup>Gelegentlich wird statt intervokalischer Liaison sogar wie im Deutschen ein [ʔ] eingefügt, wie etwa in *biology* [baɪ'ʔɒlədʒi] – dies ist allerdings die Ausnahme, nicht die Regel und sollte nicht übergeneralisiert werden (vgl. ARNOLD & HANSEN, [2]:157)

auf lexikaler Ebene manifestiert, so etwa in Lehnwörtern wie *university* [jʊ(ː) nɪ'vɜːsətɪ] , *Europe* [ˈjʊərəp] usw. (vgl. dagegen die deutschen Versionen *Universität* [ʔunivɛʁzi'te:t] und *Europa* [ʔɔɪ'ʁo:pa]). Die Alternationen bei den Artikeln *a* bzw. *an* und *the* [ðə] bzw. [ði] (vgl. *the owners* [ðɪ'ɔːnəz]) sind umgekehrt vielleicht als potentielle Liaison-Auslaute motiviert.

Grundsätzlich stellt der Umgang mit vokalinitialen Silben einen maßgeblichen Unterschied zwischen dem Englischen, insbesondere dem RP, und dem Deutschen dar. Nichtsdestoweniger unterliegen hier beide Sprachen einem in sich jeweils einfachen Prinzip.

## 6 Morphemstrukturbedingungen

Parallel zu den Silbenstrukturbedingungen lassen sich auch phonologische Effekte beobachten, die sich aus der Morphemstruktur eines Wortes ergeben. Es liegt nahe, solche Phänomene entsprechend als Morphemstrukturbedingungen zu bezeichnen. Im Englischen sind hier vor allem drei Phänomene interessant: die Kongruenz der Stimme in durch Suffigierung entstandenen Clustern, die morpheminterne Kombination von [ŋ] und [g] und die 'morphophonemische Alternation' von Vokalqualitäten.

### 6.1 Stimmkongruente Suffigierungen

Das erste zu beschreibende Phänomen beruht auf der Tatsache, daß sowohl das englische Morphem {-s} (3.Pers.Sg., Plural, Genitiv, aber auch die Reduktionsform von *is*) als auch das Morphem {-(e)d} (Präteritum, Passiv) jeweils drei Realisierungsformen aufweist, nämlich [-s], [-z] und [-ɪz] bzw. [-t], [-d] und [ɪd]. Die dahinterstehende Regel ist einfach, hat aber keine Entsprechung im Deutschen: Die jeweilige stimmlose Variante folgt auf stimmlose Laute (*laugh*: [lɑ:f] → [lɑ:fs], *kick*: [kɪk] → [kɪkt]), die stimmhafte Variante folgt auf stimmhafte Laute (*loves*: [lʌv] → [lʌvz], *kill* [kɪl] → [kɪld]), die vokalinitiale Variante folgt allen Morphemen, die auf [s z ʃ ʒ ʧ ʤ] bzw. [t d] enden (*judge* ['dʒʌdʒ] → ['dʒʌdʒɪz], *target* ['tɑ:ɡɪt] → ['tɑ:ɡɪtɪd]). Eine kleine, leider nicht regelhaft beschreibbare Abweichung bildet lediglich *house*, das im Singular stimmlos auslautet, im Plural aber plötzlich an der selben Stelle stimmhaft realisiert wird: [haʊs] → [haʊzɪz] (vgl. z.B. Gimson, [21]: 221).

Dieses Prinzip der Kongruenz in der Stimmhaftigkeit greift ausschließlich bei der Verknüpfung von Morphemen, nicht aber in lexikalisierten Formen (vgl. *peas* [pi:z] vs. *peace* [pi:s]).

### 6.2 Morpheminterne Kombinationen von [ŋ] + [g]

Auch das zweite Phänomen hat keine Entsprechung im Deutschen. Zwar kann das deutsche [ŋ] grundsätzlich in den gleichen Positionen wie das englische auftreten, jedoch nicht in Kombination mit nachfolgendem [g], solange dieses [g] nicht Teil eines nachfolgenden Morphems ist (vgl. die assimilierte Form *angeben* ['aŋgebən]). Im Englischen ist dagegen genau diese Kombination immer dann der Fall, wenn das [ŋ] auf eine Silbengrenze trifft, die keine synchrone Morphemgrenze ist: *finger* ['fɪŋɡə], *England* ['ɪŋɡlənd], vs. *sing-er* ['sɪŋə], *long-ing* ['lɒŋɪŋ], vgl. aber dt. *Finger* ['fɪŋɡə], *England* ['ɛŋlant], *Säng-er* ['zɛŋɡə]. Einzige Ausnahme sind hier die Komparativ- und Superlativ-Suffigierungen, die wie die uni-morphemischen Zweisilbler ebenfalls eine [g]-Epenthese erfahren, so etwa in *long*: [lɒŋ] → ['lɒŋɡə] → ['lɒŋɡɪst] (vgl. z.B. GIMSON, [21]:221f.)

### 6.3 Vokalalternationen

Daß auch Vokalalternationen durch die Morphemstruktur bedingt sein können, zeigt schließlich das letzte in diesem Zusammenhang zu besprechende Phänomen. Vokalalternationen treten nur in nah verwandten Wörtern auf und können die folgenden Qualitätswechsel aufweisen (vgl. GIMSON, [21]:93):

[aː]	↔	[ɪ]	z.B. in <i>type–typical</i> : [taɪp]–[tɪpɪkəl]
[iː]	↔	[e]	z.B. in <i>athlete–athletic</i> : [ˈæθli:t]–[æθˈletɪk]
[eː]	↔	[æ]	z.B. in <i>volcano–volcanic</i> : [vɒlˈkeɪnəʊ]–[vɒlˈkæni:k]
[əʊ]	↔	[ɒ]	z.B. in <i>nose–nostril</i> : [nəʊz]–[ˈnɒstrəl]
[aʊ]	↔	[ʌ]	z.B. in <i>pronounce–pronunciation</i> : [praʊˈnaʊns]–[praʊˌnʌnsɪˈeɪʃn]

Ursprünglich waren diese Qualitätswechsel lediglich quantitative Wechsel, die aufgrund der verschiedenartigen rhythmischen Strukturen auftraten. Lange und damit rhythmisch komplexere Wörter waren in den entsprechenden Positionen kurzvokalisch, kurze und damit rhythmisch einfachere Wörter waren langvokalisch. Erst mit dem ‘Great Vowel Shift’ (ca. 15. Jhdt., vgl. WELLS, [60]:184 ff.) und den damit verbundenen großen Umwälzungen innerhalb des englischen Vokalsystems, kam auch eine qualitative Alternation dazu (vgl. GIMSON, [21]:93).

Das Deutsche, das eine solche Lautverschiebung nicht mehr mitgemacht hat, weist in vergleichbaren Wortpaaren bis heute, wenn überhaupt, nur einen quantitativen Wechsel auf: *Politik–politisch*.

## 7 Assimilationsprozesse

Arbeitet man mit realen Sprachdaten, so gewinnt man bisweilen den Eindruck, daß Sprachen im Grunde beliebig stark und beinahe jeden Laut assimilieren können. Dies zu beschreiben ist nicht mehr Teil der Phonologie, kann es aufgrund der Fülle und der mangelnden Empirie in der Phonologie nicht sein (vgl. hierzu aber die ausführliche phonetisch basierte Untersuchung von KÜHNERT, [34]).

Insofern beschränken sich die folgenden Abschnitte darauf, Tendenzen zu beschreiben, die das Englische und das Deutsche verbinden bzw. unterscheiden. Für diesen Zweck werden zunächst zwei Arten von Assimilationen vorgestellt: regressive und progressive Assimilation. Beide Typen können innerhalb eines Wortes oder über Wortgrenzen hinweg auftreten. Nicht immer ist dabei die Assimilationsrichtung im Englischen die gleiche wie im Deutschen. Auch hier gibt es also sprachspezifische Besonderheiten. Im letzten Abschnitt dieses Kapitels wird schließlich noch die sogenannte **yod coalescence** besprochen, die ausschließlich im Englischen auftritt.

### 7.1 Regressive Assimilation

Diese Assimilationsart ist nach LADEFOGED die im Englischen **am häufigsten** auftretende ([35]:92). Sie betrifft vor allem die Artikulationsstelle eines Lautes, das Ergebnis kann ein peripheres oder ein zentrales Allophon sein, so etwa in *good thought* [gʊd̥ θɔ:t] bzw. *good point* [gʊb ˈpɔɪnt]] (vgl. GIMSON, [21]: 254 ff.) Der Unterschied zwischen finaler Fortis und Lenis bleibt dabei allerdings bewahrt, nicht möglich ist also \*[gʊt taɪm] für *good time* (vgl. SCHERER & WOLLMANN, [53]:109). Das Deutsche assimiliert hier auf ähnliche Weise (*angeben* [ng] → [ŋg], *bunt machen* [ntm] → [mpm], vgl. KOHLER, [30]:207), hat aber natürlich keinen zu bewahrenden Unterschied zwischen finaler Fortis und Lenis.

Beiden Sprachen gemeinsam ist, daß Voll-Assimilationen, also solche, die in einer Substitution durch ein neues zentrales Allophon resultieren, vor allem Plosive und Nasale, aber nur wenige Frikative betreffen. Im Deutschen wird im allgemeinen nur [s] an [ʃ] assimiliert (vgl. *Eisschrank*: [sʃ] → [ʃʃ]), im Englischen kann [s] bzw. [z] an [ʃ ʧ ʤ j] assimiliert werden (*cheese shop* [zʃ] → [ʒʃ], *this year*: [sj] → [ʃj], aber nicht dt. *dieses Jahr* \*[ʃj], vgl. GIMSON, [21]:259).

## 7.2 Progressive Assimilation

Auch hier zeigt ein Vergleich zwischen den beiden Sprachen zunächst ähnliche Muster. In beiden Sprachen kann die Artikulationsstelle eines Nasals an die eines vorangehenden Plosivs angepaßt werden: *happen* ['hæp̩m] bzw. *Happen* ['hap̩m]. Im Englischen treten diese Fälle jedoch insgesamt nicht so oft auf wie im Deutschen.

Nur im Deutschen möglich ist die Assimilation von Plosiven an Nasale (*Beamten* [bə'amp̩m]) und die progressive Weitergabe des stimmlos-Merkmals (*dasselbe*: [sz] → [ss], *frisch sein*: [ʒz] → [ʃs], vgl. KOHLER, [30]:209 f.), die im Englischen, wenn überhaupt, nur regressiv möglich ist (*with thanks*: [ðθ] → [θθ], vgl. GIMSON, [21]:256 f.).

Die 'entgegengesetzte Assimilationsrichtung' ist schließlich auch ein potentieller Unterschied zwischen englischem *price* und deutschem *Preis*. Denn während ein englischer Muttersprachler die R-Qualität an den Plosiv angleicht und [pɹa'ɪs] realisiert, assimiliert ein süddeutscher Muttersprachler umgekehrt den Plosiv an die R-Qualität: [pʁa'ɪs] (vgl. SCHERER & WOLLMANN, [53]:107 und 109). Ein norddeutscher Muttersprachler realisiert die Assimilation wiederum in die gleiche Richtung wie der englische und mitunter sogar noch stärker: [pʁa'ɪs] (vgl. Kohler, [30]:210). Dieselben Konditionen gelten für englischen Plosiv plus [l w j] bzw. deutschen Plosiv plus [l v j]. Assimilationen können also nicht nur sprachspezifisch, sondern auch dialektspezifisch sein.

## 7.3 'Yod Coalescence'

Ein interessantes Phänomen, das lediglich im Englischen auftaucht, ist die sogenannte 'yod coalescence', die zwei Laute gleichzeitig modifiziert, wobei einer dieser Laute [t], [d], [s] oder [z] und der andere [j] ist (siehe auch Abschnitt 7.1).

Diachron hat diese Assimilationsform zu heute lexikalisierten Modifikationen innerhalb von Wörtern geführt – sprach man also *nature* ehemals ['neɪtjə] aus, so ist heute nur noch ['neɪtʃə] möglich. Gleiches gilt für *mission*, *vision*, *grandeur*, usw. (vgl. GIMSON, [21]:260). Synchron ist die 'yod coalescence' vor allem über Wortgrenzen hinweg üblich, wenngleich sie in 'gepflegter Konversation' meist vermieden wird. Typische Beispiele sind: *what you* ['wɒtʃu], *did you?* ['dɪdʃu], *miss you* ['mɪʃu], *has your ... ?* [hæzjə?] (ebd.) (vgl. aber auch HARRIS, [27]:118 für eine alternative Beschreibungsform). Wie die Beispiele zeigen, sind hier tatsächlich wichtige und häufige Wortverbindungen betroffen.

## 8 Reduktionsprozesse

Einige Reduktionsprozesse fanden bereits unter anderen Überschriften Erwähnung, so etwa die im Englischen übliche Reduktion von Langvokalen und Diphthongen vor finalen Fortis-Konsonanten (siehe z.B. Seite 15), die Reduktion von Diphthong- und Triphthongelementen (siehe Seite 25 bzw.

26) und die Reduktion von Konsonantenclustern (siehe Seite 32). Zwei weitere Aspekt sollen im folgenden besprochen werden.

### 8.1 ‘Weak Forms’

Die sogenannten ‘weak forms’ gehören zu den am ausführlichsten beschriebenen Phänomenen des Englischen. Zugrundeliegend ist die Beobachtung, das der Großteil der Funktionswörter, Artikel, Pronomen, Präpositionen, Hilfsverben, Modalverben, usw. über mindestens zwei sehr unterschiedliche Realisierungsformen verfügt, eine ‘vollständige’ in betonter Silbe und eine (oder mehrere) reduzierte in unbetonter Silbe (vgl. WELLS, [61]:777). Die ‘weak forms’ der unbetonten Silben weisen Lautelisionen, Reduktionen in Hinblick auf die Länge der Laute und eine Abschwächung der Vokale in Richtung [ə ÿ] und nach unserem Allophonkonzept [ʊ] auf (vgl. GIMSON, [21]:228 ff.) – wie dies im einzelnen aussehen kann, zeigen die Beispiele in (27) (ebd.).<sup>28</sup>

	STRONG FORM	WEAK FORM(S)
(27) Konjunktion: <i>and</i>	[ˈæːnd]	[ənd], [nd], [ən], [n]
Artikel: <i>the</i>	[ˈθi:]	[θə] bzw. [θi]
Pronomen: <i>you</i>	[ˈju:]	[ʊ], [jə]
Präposition: <i>from</i>	[ˈfɹɒm]	[fɹəm], [fɹm]
Hilfsverb: <i>have</i>	[ˈhæːv]	[həv], [əv], [v]
Modalverb: <i>must</i>	[ˈmʌst]	[məst], [məs]

Wann welche ‘weak form’ eingesetzt wird, hängt vom phonetischen Kontext, dem Sprechtempo und dem Gesprächsstil ab. Interessant ist in jedem Fall, daß das Englische bei den reduzierten Vokalen immer noch qualitative Unterscheidungen trifft, also nicht ausschließlich zu Schwa reduziert, vor allem aber, daß alle Vokalqualitäten zu Schwa reduziert werden können und nicht nur [ə].

Desweiteren wichtig ist, daß in gesprochener Sprache die ‘strong forms’ den markierten Fall bilden und nicht etwa die ‘weak forms’ (vgl. GIMSON, [21]:282). Die strong forms werden nur dann realisiert, wenn das entsprechende Wort besonders hervorgehoben werden soll, es am Ende einer Intonationsgruppe steht (vgl. GIMSON, [21]:229 f.) oder die Zitierform gemeint ist. Auf diese Weise lassen sich auch unterschiedliche syntaktische Funktionen homophoner Einheiten differenzieren, denn während z.B. das Hilfsverb *have* im allgemeinen schwach realisiert wird, ist dies bei dem gleichlautenden Vollverb nicht der Fall, vgl. ‘*He considered what he had [həd] left.*’ vs. ‘*He considered what he had [hæːd] left.*’ (vgl. ebd.).

Schon aus diesem Grund ist eine Substitution der weak form durch eine strong form nicht möglich und in Bezug auf die Bedeutung der weak forms für Nicht-Muttersprachler betont LA-DEFOGED:

“ *Foreigners, who make insufficient use of them sound stilted:*”

[35]:93

... wie auch PASCOE ähnlich konstatiert:

<sup>28</sup>Die phonemische Ebene der ‘strong form’ wurde allerdings an die der zentralen Allophone angepaßt. Eine ausführlichere Übersicht über die starken und schwachen Formen des Englischen ist z.B. in GIMSON, [21]:228 ff. zu finden.

*“Die Vokalreduktion in weak forms ist ein Merkmal aller muttersprachlichen Varianten des Englischen [...]; sie fehlt aber im Englisch der allermeisten Nicht-Muttersprachler, und dient somit als eines der verlässlichsten Zeichen eines ausländischen Akzents. Persönlich bin ich überzeugt, daß sie für englische Muttersprachler als d a s Indiz eines fremden Akzents schlechthin fungiert, obwohl dies den meisten Muttersprachlern nicht bewußt ist.”*

[45]:152

Auch in anderen lexikalischen Einheiten treten regelhaft reduzierte Vokale auf. Betroffen sind oftmals Vorsilben und Endungen (*collection* [kə'leɪkʃən], *suggest* [sə'gɛst], *separate* ['sepəreɪt], *instrument* ['ɪnstəmənt]), Reduktionen können aber ebenso das Ergebnis einer wie auch immer gearteten Akzentverschiebung sein (vgl. *office* ['ɒfɪs] vs. *official* [ə'fɪʃl], *man* ['mæn] vs. *milkman* ['mɪlkmən], *no sense* [nə'ʊ'sens] vs. *nonsense* ['nɒnsəns], usw.)<sup>29</sup> (siehe Kapitel 9). Entscheidend ist auch hier, daß diese Reduktionsformen Teil der Standardaussprache sind und genau so in einem Aussprachewörterbuch zu finden sind.

In vergleichenden Abhandlungen zum Englischen und Deutschen werden die ‘weak forms’ gerne als Spezialität des Englischen dargestellt. Die Existenz von deutschen ‘weak forms’ wird zwar eingeräumt, aber als nicht unbedingt regelhaft und vor allem nicht als Teil der Standardaussprache betrachtet (vgl. z.B. SCHERER & WOLLMANN, [53]:229 f.). Diese Sicht der Dinge ist zunächst schon deshalb naheliegend, weil deutsche Reduktionsformen im allgemeinen nicht in deutschen Aussprachewörterbüchern auftauchen (vgl. GNUTZMANN, [22]:77 ff.). Als weitere Faktoren können gelten, daß zunächst nur [e] zu [ə] abgeschwächt werden kann (vgl. z.B. SCHERER & WOLLMANN, [53]:230 f.) und daß die unbetonten Silben bestimmter Wortgruppen scheinbar überhaupt keine Vollreduktion der englischen Art erfahren können. Für letzteres Phänomen liefert PASCOE eine interessante und sehr einleuchtende Erklärung:

*“Der prinzipielle Unterschied zwischen Englisch und Deutsch bezüglich der Vokalreduktion liegt darin, daß im Englischen (als Mischsprache par excellence) alle Teile der Lexis die gleiche phonologische Struktur haben (alle Wörter zeigen Vokalreduktion, wenn sie in völlig unbetonter Stellung auftreten), gleich aus welcher Sprache sie stammen mögen [...]. Im Deutschen dagegen besteht die Lexis in bezug auf die Vokalreduktion aus zwei Teilsystemen: In Wörtern germanischen Ursprungs ist die Zahl der möglichen Vokale in unbetonten Silben beschränkt, nicht jedoch bei den vielen “Fremdwörtern”, die in den letzten drei bis vier Jahrhunderten ins Deutsche entlehnt wurden. Hier können alle Vokale in unbetonten Silben auftreten, mit der einzigen Einschränkung daß die sieben kurzen Vokale nicht im Auslaut stehen können. [...] Die unterschiedliche Behandlung der Vokale in Lehnwörtern führt zur deutlich verschiedenen Vokalstruktur in deutsch-englischen Wortpaaren wie professor/Professor, assistant/Assistant, usw.”*

[45]:145

Der englischen Reduktion innerhalb von ‘Inhaltswörtern’ kann also vermutlich tatsächlich ein besonderer Status eingeräumt werden. Wie aber sieht es mit den übrigen Funktionswörtern aus?

Wie ihre englischen Pendanten eignen sie sich aus phonetischer Sicht zur Reduktion: Sie sind bei “*unmarkierter Intonation*” keine potentiellen Akzentträger und zudem meist einsilbig (GNUTZMANN, [22]:73). Wie GIMSON gelingt es auch KOHLER eine Tabelle mit ‘weak forms’ zusammenzustellen, Regelmäßigkeit zu konstatieren (vgl. [30]:212 ff.). Einige Beispiele aus KOHLERS Liste sind in (28) dargestellt – wobei auch hier die phonemische Verschriftung der ‘strong form’ auf die Ebene der zentralen Allophone umgesetzt wurde.<sup>30</sup>

<sup>29</sup>Eine ausführliche Beschreibung aller ‘Regeln’, die in unbetonten Silben greifen ist in SCHERER & WOLLMANN, [53]:178-186 nachzulesen.

<sup>30</sup>Die gesamte Übersicht befindet sich in [30]:212 ff.

	STRONG FORM	WEAK FORM(S)
Konjunktion: <i>und</i>	[ˈʊnt]	[ʊn], [ə], [n], [m], [ŋ]
Artikel: <i>der</i>	[ˈdeːrə]	[dɛə], [dɛrə], [dɐ]
Pronomen: <i>ihnen</i>	[ˈi:nən]	[inn], [in], [ɪn], [ɪm], [ɪŋ]
Präposition: <i>von</i>	[ˈfɔn]	[fən], [fn]
Hilfsverb: <i>haben</i>	[ˈha:bən]	[(h)am]; [m]
Modalverb: <i>soll</i>	[ˈzɔl]	[zɔ]
Adverb: <i>schon</i>	[ˈʃo:n]	[ʃon], [ʃɔn], [ʃən], [ʃn]

(28) Wann welche ‘weak form’ eingesetzt wird, hängt wiederum vom Laut-Kontext, dem Sprechtempo und dem Gesprächsstil ab. Auch die Art und Weise, wie starke zu schwachen Formen reduziert werden, ähnelt der des Englischen – wenngleich das Deutsche mehr Vokalqualitäten zu bewahren scheint.

Offenbar nicht unbedingt vorgesehen ist jedoch die funktionale Differenzierung, die im Englischen möglich ist. Vergleicht man z.B. die Realisierung von “*Wir haben ein Haus gekauft.*” und der von “*Wir haben ein Haus.*”, so ist für *haben* in beiden Fällen [ham] denkbar. Dies führt umgekehrt zu der Frage: Was passiert, wenn ein Sprecher des Deutschen keine weak form realisiert? Im Englischen kann dies, wie immer wieder betont wird, zu schweren Mißverständnissen führen, da der vermeintliche Fokus auf ein inhaltlich unbetontes Wort gelenkt wird (vgl. z.B. Pascoe, [45]:153). GNUTZMANN deutet an, daß dies im Deutschen ebenso der Fall ist, verweist aber weder auf Beispiele noch auf empirische Belege, KOHLER behandelt diese Frage überhaupt nicht. Hier eine Antwort zu geben, wäre also rein spekulativ.

So wollen wir uns für den Moment auf folgende zusammenfassende Punkte beschränken, die direkt unseren Sprachvergleich betreffen: Nicht als Argument gewertet werden darf, daß viele Leute glauben, schwache Formen in gepflegter Sprache vermeiden zu müssen. Dies resultiert vermutlich allein daraus, daß deutsche ‘weak forms’ nicht in den Aussprachewörterbüchern verankert sind, was sich wiederum auf die Vorstellung von ‘guter’ und ‘schlechter’ Aussprache, den Schulunterricht, die Bühnen- und Fernsehausprache usw. auswirkt. Daß die meisten Leute schwache Formen ohnehin nicht vermeiden können, ist dagegen ein Indiz dafür, daß schwache Formen auch im Deutschen einen Teil der ‘natürlichen’ Realisation darstellen.

Für das Erlernen der englischen ‘weak forms’ bedeutet dies: Einem deutschen Muttersprachler ist die Existenz von zwei unterschiedlichen Formen, die je nach Akzentverhältnissen eingesetzt werden, mit Sicherheit vertraut, aber nicht unbedingt bewußt. Daß ‘deutliches Sprechen’ nicht gleichbedeutend mit der Vermeidung von Reduktionen ist, muß vor allem in bezug auf das Englische, eigentlich aber zuvor auch in bezug auf das Deutsche verstanden werden. Grundsätzlich gilt: ‘Weak forms’ ergeben sich weder im Englischen noch im Deutschen ‘von alleine’, gehen nicht einfach mit schnellerem und flüssigerem Sprechen einher. Sie müssen aktiv erlernt werden (vgl. PASCOE, [45]:153 und GNUTZMANN, [22]:85). Ein weiteres großes Problem deutscher Englischler dürfte darin bestehen, daß in reduzierten Silben tatsächlich ein neues zentrales Allophon, in der Regel [ə], substituiert werden muß und das für alle Vokalqualitäten und nicht erst als letzter Schritt (vgl. PASCOE, [45]:153).

## 8.2 Schwa-Elision und Resyllabifizierung

Elisionen wurden bereits im Zusammenhang mit Diph- und Triphthongen und den finalen Konsonanten-Clustern besprochen. Noch nicht erwähnt wurde die eigentlich folgenreichste Elision, nämlich die des Schwa. Sie ist in beiden Sprachen möglich, zieht in beiden Sprachen die Syllabifizierung eines Sonoranten bzw. den Ausfall einer Silbe nach sich, tritt jedoch nicht immer in gleicher Position auf. Im Englischen ist die [ə]-Elision vor allem in folgenden Umgebungen möglich (vgl. SCHERER & WOLLMANN, [53]:186):

1. Innerhalb eines [-l] oder [-n]-Suffixes oder -Partikels, wobei die Beschränkungen aus (29) gelten.

Beispiele: *careful* ['keərəfəl] → ['keərəfɪ], *mission* ['mɪʃən] → ['mɪʃɪ]

2. Vor [ɹ] und nachfolgendem vokalisch anlautendem Suffix.

Beispiel: *entering* ['ɛn.tə.ɪŋ] → ['ɛn.tɪŋ]

Die für die erste Umgebung geltenden Beschränkungen lauten (ebd.):

$$(29) \quad [ə] \neq \emptyset / \left\{ \begin{array}{l} \text{Nasal} \_ \text{Nasal} \\ \text{CC} \_ \text{Nasal} \\ [\text{l}] \_ \text{Nasal} \end{array} \right\}$$

Dementsprechend bleibt *German* ['dʒɜ:mən], *London* ['lʌndən], *Lisbon* ['lɪzbən] und *talent* ['tæ'lənt].<sup>31</sup> Im Deutschen ist die Elision von Schwa ebenfalls in der ersten Umgebung möglich (*Waffel* ['vafəl], *mischen* ['mɪʃɪ]) (vgl. KOHLER, [30]:206 f.), die Beschränkungen aus (29) gelten allerdings nicht unbedingt: (*landen* ['lʌndən], *zählend* ['tʃɛlntʰ], usw.). Daß deutsche Englischsprecher die Stadt London dann oft ['lʌndɪ] (bzw. ['lɒndɪ]) nennen ist zwar konsequent, aber falsch. Die zweite für englische Schwa-Elisionen mögliche Umgebung hat im Deutschen keine Entsprechung. Dies kann sehr einfach damit begründet werden, daß in vergleichbaren Positionen statt Schwa [ʊ] steht (siehe Seite 24) und diese Qualität dort offenbar resistent gegen Elisionen bleibt: *Sänger-in* ['zɛŋgəʁɪn]. Wie stark sowohl englische als auch deutsche Sätze letztendlich verschliffen werden können, vermögen vielleicht die abschließenden Beispiele, (30) und (31), anzudeuten – auch wenn es sich nicht um gleichwertige Äußerungen handelt (GIMSON, [21]:266 bzw. KOHLER, [30]:201).

(30) 

How many of us will there be? ['haʊ mni əv əs ðə 'bi:]
---

(31) 

Hast du einen Moment Zeit? ['has ð m mo'mɛnt 'tsaɪtʰ]
--

## 9 Prosodie

Im Rahmen einer solchen Arbeit müssen Abstriche gemacht werden. Diese Abstriche werden vor allem im Bereich Prosodie vorgenommen werden – nicht, weil die damit verbundenen Themen

<sup>31</sup>Eine bei SCHERER & WOLLMANN nicht beschriebene Ausnahme dieser Beschränkungen scheinen allerdings Umgebungen zu bilden, in denen das Schwa zwischen einem stimmlosen Plosiv und einem Nasal steht. Hier ist eine Schwa-Elision in vielen Fällen möglich, vgl. *button* ['bʌtən].

nicht wichtig wären, sondern im Gegenteil deshalb, weil sie mindestens genau soviel Platz beanspruchen würden, wie die segmentellen Phänomene, um die es bisher ging.

Schließlich ist eine Vielzahl von segmentellen Phänomenen das Ergebnis der prosodischen Beschaffenheit der Umgebung. Nehmen wir z.B. noch einmal die *weak forms*, so läßt sich mit Sicherheit sagen, daß deren Auftreten allein von den Akzentverhältnissen innerhalb der entsprechenden Phrase bestimmt wird (GNUTZMANN, [22]:73). Gleiches gilt z.B. für die Qualitäten und Quantitäten von Vokalen.

Zumindest kurz beschäftigen sollten wir uns dennoch mit den Akzentverhältnissen, die die Lexikalisierung eines 'Wortes' oder einer Phrase betreffen und mit einigen Intonationmustern.

## 9.1 Wort- und Phrasenakzente

Ein zumindest grundsätzlicher Vergleich zwischen den Akzentverhältnissen des Englischen und des Deutschen läßt sich anstellen, wenn man allgemeine Einteilungskriterien heranzieht.

Erstens gilt sowohl das Englische als auch das Deutsche als '**stress timed language**' (vgl. POMPINO-MARSCHALL, [47]:236), d.h. in beiden Sprachen "*besteht die Tendenz, die rhythmischen Hebungen, die akzentuierten Silben, in approximativ gleichen Zeitabständen ... aufeinanderfolgen zu lassen*" (KOHLER, [30]:117). Für die Praxis bedeutet das, daß im Sprechfluß in der Regel nicht mehr als zwei bis maximal vier unbetonte Silben zwischen zwei betonten stehen (vgl. SCHERER & WOLLMANN, [53])

Zweitens verfügt sowohl das Englische als auch das Deutsche über **feste und freie Akzentmuster** und zwar insofern als in beiden Sprachen der Akzent einerseits immer auf ein und dieselbe Silbe innerhalb eines bestimmten Wortes fällt, also lexikalisiert ist, andererseits aber nicht an eine bestimmte Position innerhalb einer beliebigen Silbenabfolge eines beliebigen Wortes gebunden ist, wie das etwa im Französischen der Fall ist, wo der Akzent immer auf der letzten Silbe liegt (vgl. GIMSON, [21]:201).

Damit kann drittens der Wortakzent sowohl im Englischen als auch im Deutschen **kontrastiv** eingesetzt werden, so etwa im Englischen *'contract* (N.) vs. *con'tract* (V.), *'frequent* (Adj.) vs. *fre'quent* (V.) und im Deutschen *'August* (Eigename) vs. *Au'gust* (Monatsname), *'modern* (V.) vs. *mo'dern* (Adj.). Wie aus den Beispielen ersichtlich neigt jedoch das Englische dazu, Wörter einer Wortfamilie zu unterscheiden und dies relativ häufig (vgl. GIMSON, [21]:211 ff.), während das Deutsche mittels des lexikalisierten Akzentes nicht oder nur peripher verwandte Einheiten unterscheidet und dies ohnehin nur selten.

Einen Sonderfall kontrastiver Akzentuierung stellen die unterschiedlichen Betonungsverhältnisse in Komposita im Vergleich zu Phrasen dar. Erstere erhalten typischerweise **early stress**, zweitens typischerweise **late stress**.<sup>32</sup> In 'early-stressed' Kombinationen fällt der Hauptakzent auf das erste Element, während die Akzente des zweiten Elementes reduziert werden. Ist das zweite Element monosyllabisch, kann dessen Akzent sogar ganz verloren gehen (*buttercup* ['bʌtəkʌp] bzw. *Bahnhof* ['ba:n(h)ɔf]). Kombinationen mit 'late stress' verhalten sich genau umgekehrt: *good manners* bzw. *gute Manieren* (vgl. KOHLER, [30]:114 ff.). Diese beiden Schemata können dann als kontrastiv bezeichnet werden, wenn ein Kompositum und eine Phrase aus den gleichen Bestandteilen bestehen und sich nur durch ihre Betonungsverhältnisse voneinander unterscheiden, im Englischen ist dies z.B. bei *a 'black,bird* vs. *a ,black 'bird* der Fall, im Deutschen bei *die 'Kranken,schwestern* vs. *die ,kranken 'Schwestern*. Allerdings können auch diese Akzent-Muster –

<sup>32</sup>Dieses Begriffspaar geht auf ein Vorlesungsskript von JOHN WELLS zurück.

wie fast alle Akzent-Muster – zum Zwecke kontrastiver Fokussierung ‘überschrieben’ werden (*A black bird – not a green!*).

Wohl schon aufgrund solcher Freiheitsgrade erscheint es weder für das Englische noch für das Deutsche möglich, eine systematische oder gar einfache Akzentvergaberegeln zu formulieren, die eine echte Vorhersagbarkeit ermöglichen würde. Einem solchen Versuch am nächsten kommen SCHERER & WOLLMANN, die die Akzentvergabe und Silbenstruktur des Englischen wie in (32) dargestellt in Beziehung setzen (vgl. [53]:193).

	1-silbige Wörter	˘	[ˈbæɪt]
	2-silbige Wörter	˘x	[ˈnʌmbə]
(32)	3-silbige Wörter	˘xx	[ˈævəɪdʒ]
	4-silbige Wörter	x˘xx	[ɪgˈzɛkjʊtɪv]
	5-silbige Wörter	xx˘xx	[ˌtɛpɪˈzɛntətɪv]

Aber auch sie müssen im Anschluß daran seitenweise Bedingungen und Ausnahmen formulieren – abhängig von Präfixen, Suffixen, der Herkunft der Wörter, den Quantitätsverhältnissen in bestimmten Positionen ([53]:194 ff.). Regeln und Ausnahmen formuliert auch GIMSON ([21]:204 ff.), die zu Rate gezogenen deutschen Phonologien (KOHLEK [30], HALL [26], RAMERS & VATER, [49]) verzichten auf solche ‘Übersichten’ sogar völlig.

Leider ist es gleichzeitig keineswegs so, daß deutsche Muttersprachler im Englischen automatisch – etwa aufgrund der oben aufgeführten Parallelen – richtig betonen. Zum einen sind viele vergleichbare Wörter schlichtweg anders lexikalisiert (*a'ssistant* vs. *Assis'tent*, *'modern* vs. *mo'dern*), zum anderen kommt es gerade bei der Verknüpfung von mehreren Worteinheiten zu Phrasen oftmals zu vom Deutschen abweichenden Mustern, so etwa in dem für deutsche Ohren sehr ungewohnten *Tottenham Court 'Road* (vgl. die dazu von SCHERER & WOLLMANN formulierte ‘**Dreiakzentregel**’ in [53]:223).

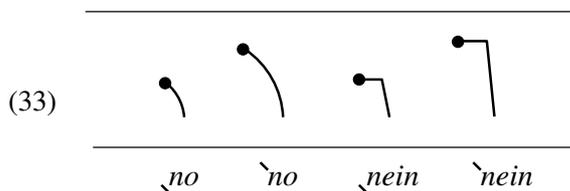
Trotz solcher Unterschiede haben es Deutsche vermutlich grundsätzlich leichter, sich das englische Betonungsmuster anzueignen als etwa Franzosen oder Italiener, in deren Muttersprachen als ‘syllable timed languages’ keine phonologischen Distinktionen zwischen betonten und unbetonten Vokalen und Konsonanten existieren (vgl. MISSAGLIA [43]:552). So muß von Deutschen vor allem der lexikalisierte Wortakzent – genauso wie die Lautbestandteile eines Wortes – ‘mitgelernt’ werden. Sicherlich wird auch das mit zunehmender Erfahrung wachsende Sprachgefühl seinen Teil beitragen – die erwähnten Regeln und vor allem die dazugehörigen Ausnahmen sind jedenfalls kaum als solche zu verinnerlichen.

## 9.2 Intonation

Auch in Hinblick auf die Intonation soll nur ein kurzer Vergleich angestellt werden.

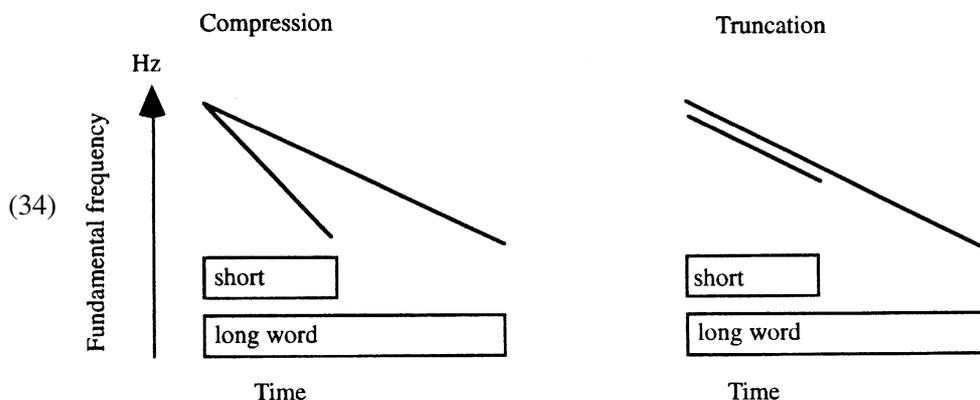
Gehen wir der englischen Schule folgend davon aus, daß sich Äußerungen in Intonationsphrasen (auch: ‘intonation-groups’) einteilen lassen, die obligatorisch über einen Nukleus und optional über einen prä-nuklearen Verlauf (auch: ‘head’) verfügen (zur Terminologie vgl. z.B. CRUTTENDEN, [12]), so läßt sich feststellen, daß der Nukleus (unter optionaler Einbeziehung des prä-nuklearen Verlaufs) in beiden Sprachen als ‘fall’, ‘rise’ oder ‘fall-rise’ realisiert werden kann. Innerhalb dieser drei groben Kategorien sind wiederum Variationen möglich und üblich und das sowohl innerhalb der jeweiligen Sprache als auch im zwischensprachlichen Vergleich. Wie diese Variationen analysiert und interpretiert werden, hängt wiederum vom Forschungsansatz ab.

SCHERER & WOLLMANN gehen in Hinblick auf den ‘fall’ z.B. zunächst davon aus, daß diese Bewegung sowohl im Englischen als auch im Deutschen als ‘high fall’ oder ‘low fall’ realisiert werden kann. Unterschiede ergeben sich ihnen zufolge erst bei der Realisierung der **Konturen**, die sie wie in (33) darstellen, wobei Punkte für Nuklei und Linien für mit diesen verbundenen Bewegungen stehen (vgl. [53]:248).



Die fallende Bewegung im Englischen bezeichnen SCHERER & WOLLMANN als “glide”, als “Abwärtsgleiten auf der Silbe”, die des Deutschen jedoch als “sprunghaft” (vgl. [53]:248, aber auch VON ESSEN, [16]:18). Diese Interpretation wirkt zunächst sehr einfach und wird auch, zumindest dieser Quelle nach, nicht empirisch gestützt.

Eine ganz andere kontrastive Analyse der fall-Bewegung stammt von GRABE ([23] und [24]). Sie konnte feststellen (und empirisch untermauern), daß das Englische – auch bei sukzessive geringererem segmentellem Material<sup>33</sup> – fall-Konturen immer ‘vollständig’ realisiert, d.h. sie eher komprimiert (“**compression**”) als abschneidet (“**truncation**”), während das Deutsche in einigen Fällen genau zweitens Strategie anwendet (vgl. [24]:129). Eine schematische Gegenüberstellung dieser beiden Strategien kann wie in (34) aussehen ([24]:131):



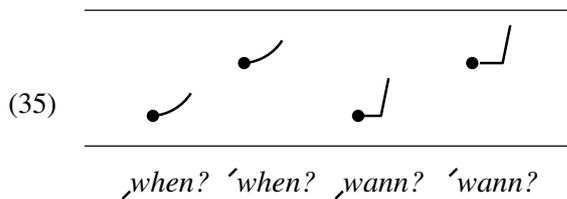
LADD bezeichnet nach GRABE das Englische als “*compressing language par excellence*” (ebd.). Lange und kurze Wörter unterscheiden sich in der Fokusposition allein durch die Schnelligkeit der Veränderungen in der F<sub>0</sub>-Kontur (vgl. [24]:139).

Das Deutsche verhält sich nach GRABE bei ausreichend segmentellem Material genau wie das Englische, steht jedoch nur wenig Material in der Fokusposition, so neigt es eher dazu, den ‘fall’ abzuschneiden, es kommt zu keiner mit dem Englischen vergleichbaren rapiden Veränderung in der F<sub>0</sub>-Kontur (ebd.).

Betrachten wir nun den ‘rise’, so besteht der Unterschied zwischen der englischen und der deutschen Bewegung nach SCHERER & WOLLMANN wiederum in der Realisierung der Konturen.

<sup>33</sup>GRABES Material für die jeweiligen Fokuspositionen bestand z.B. aus der englischen Reihe *Sheafer–Sheaf–Shift* und der deutschen Reihe *Schiefer–Schief–Schiff*, wobei alle Tokens innerhalb der Testsätze als Eigennamen verwendet wurden. Die sukzessive Verringerung des segmentellen Materials resultierte aus der Verringerung der Silbenzahl und der Kürzung der Vokale und damit der schrittweisen Reduktion des stimmhaften Materials ([24]:132 f.).

Wie aus (35) ersichtlich, nehmen sie dabei auch hier für beide Sprachen die Möglichkeit eines ‘tiefen’ und eines ‘hohen’ Einsatzes an (vgl. [53]:248 f.).



GRABES Unterscheidung in ‘compression’ und ‘truncation’ führt hier hingegen zu keinem kontrastiven Ergebnis. Bei der Realisierung des ‘rise’ komprimiert auch das Deutsche immer und unabhängig von der Masse des segmentellen Materials (vgl. z.B. [24]:136).

Offenbar haben wir es bei SCHERER & WOLLMANN und GRABE also mit zwei sehr unterschiedlichen Ansätzen zu tun. Während SCHERER & WOLLMANN der englischen Tradition (CRUTTENDEN [12], aber auch VON ESSEN [16]) anhängen und auf schematisierte Verläufe zurückgreifen, analysiert GRABE im “*autosegmental-metrical framework*”, betrachtet “*tunes*” (prosodische Bewegungen) auf mehreren linguistisch-empirischen Ebenen unterschiedlicher Ansätze sind in der Regel, und so auch hier, nicht vergleichbar und damit weder vereinbar noch widersprüchlich. GRABE ist sich dieses Dilemmas durchaus bewußt. Sie sieht es aber nicht nur in unterschiedlichen Ansätzen, sondern auch in der Materie selbst begründet ([23]:214):

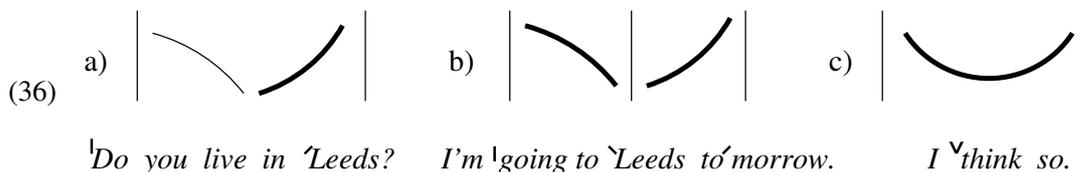
“... *This spectrum of opinions may have arisen because the intonational structures of the languages may be similar at one level of linguistic representation and different at another.*”

Sicherlich Voraussetzung dafür ist ...

“... *that the two languages can be described as having the same inventory of basic intonological categories.*”

[23]:213

Zur fall-rise-Kontur des Englischen bzw. Deutschen liegt eine ausführliche Untersuchung von FOX vor ([17]). Auch diese Untersuchung versucht zu zeigen, daß sich die Konturen des Englischen (36) erheblich von denen des Deutschen unterscheiden. In der dort verwendeten Darstellungsform, die sich noch einmal von der GRABES und SCHERER & WOLLMANNs unterscheidet, stehen die vertikalen Balken für die Begrenzungen von Intonationsphrasen, die dickeren Linien für den Nukleus, die dünneren Linien für den prä-nuklearen Verlauf (vgl. [17]:57 f.)



Die drei konstatierten Grundmuster sind in sich verschieden und durchaus diskussionswürdig. Muster a) besteht aus einem Nukleus und einem davon trennbaren Vorlauf, Muster b) aus zwei trennbaren nuklearen Elementen, Muster c) nur aus einem einzigen nuklearen Element. Die genaueren Bezeichnungen spiegeln diese Unterschiede wider: ‘fall-rise tune’ vs. ‘fall-rise sequence’ vs. ‘fall-rise tone’ (ebd.). Muster a) scheint sowohl im Englischen als auch im Deutschen geläufig zu sein. Zwar sind bisweilen Unterschiede beim Tonhöhenverlauf des ‘head’ festzustellen<sup>34</sup>,

<sup>34</sup>Dieses Phänomen wird immer wieder und quer durch alle Ansätze beschrieben. Der englische ‘head’ setzt demnach relativ hoch ein, der deutsche auf mittlerer Tonhöhe (vgl. z.B. SCHERER & WOLLMANN, [53]:264)

die grundlegenden Konturen weisen jedoch, vor allem im Vergleich zu den anderen Mustern, ausreichend Parallelen auf (vgl. [17]:61 f.). Insbesondere für Muster b) gibt es FOX zufolge keine Äquivalent im Deutschen (vgl. [17]:70 f.). Dies versteht FOX als Parallele zu der Nicht-Existenz eines unabhängigen “*low rising tone*” im Deutschen ( vgl. ebd. und 66) - eine Annahme, die in deutlichem Widerspruch zu SCHERER & WOLLMANN steht (s.o.). Muster c) kann nach FOX im Englischen sowohl als “*low type*” als auch als “*high type*” realisiert werden, die einzig mögliche deutsche Form kommt dem englischen “*high type*” am nächsten. Als Argumente zieht FOX dabei – wie im übrigen auch schon für Muster b) – nicht nur Grundfrequenzverläufe heran, sondern auch Distribution und semantische Verwendbarkeit (vgl. [17]:64 ff. und 70 f.).

Wie bereits erläutert erlaubt die Unterschiedlichkeit der hier vorgestellten Ansätze im Grunde keinen Vergleich oder gar eine endgültige Lösung – zumal SCHERER & WOLLMANN, GRABE und FOX ohnehin nur einen Bruchteil der kontrastiven Forschung auf dem großen Gebiet Intonation darstellen. GRABE betont immer wieder, daß vor allem die deutsche Intonation noch sehr viel gründlicher erforscht werden muß, bevor man bei den Sprachen überhaupt von adäquaten Vergleichsgegenständen, die einen gewissen Konsens genießen, ausgehen kann ([23]:4). Das Fernziel wäre natürlich überdies – und wiederum vor allem in Hinblick auf das Deutsche – in ein ganzheitliches Intonationsmodell auch dialektale Besonderheiten und Abhängigkeiten einzubeziehen.

## Teil III

# Illustrative Daten

## 10 Die Verknüpfung von phonologischer Analyse und phonetischen Daten

Wie bereits in den einleitenden Kapiteln angedeutet wurde, steht im Mittelpunkt dieser Arbeit der Versuch, Grundlagen zu schaffen.

Das Fernziel werden natürlich Perzeptionstests, artikulatorische Messungen u.ä. sein. Im Theorieteil wurden bereits einige Fragen aufgeworfen, die mit solchen empirischen Methoden untersucht werden könnten und müssen: Was nimmt ein Muttersprachler wahr, wenn ein Nicht-Muttersprachler auf syntagmatischer Ebene einen Fehler macht? Was unterscheidet die Produktion muttersprachlicher und nicht-muttersprachlicher Vokale im Detail? Wie realisiert ein Engländer Stimmhaftigkeit, wie ein Deutscher?

Zunächst einmal muß aber geklärt werden, was tatsächlich passiert, wenn ein deutscher Muttersprachler Englisch spricht. Die Interferenzen, die wir im Verlauf der kontrastiven Analyse nur hypothetisch formulieren konnten, müssen jetzt illustriert oder verworfen werden. Die Analyse von Sonagrammen und das Sammeln von Hörbeispielen erscheint dafür nur naheliegend und findet in Lehrbüchern, deskriptiven und vor allem phonologisch basierten Arbeiten dennoch kaum Anwendung. Auch insofern kann der hier gewählte nächste Schritt eine Grundlage sein – und dies vor allem aus dem Blickwinkel der Phonetik.

Die Reihenfolge der Beispiele bleibt dieselbe wie in der phonologischen Analyse: von den kleinräumigen zu den großräumigen Phänomenen, vom Segment zur Silben- und Morphemstruktur. Daß es sich bei den Beispielen nur um eine Auswahl handeln kann, ist durch Art und Umfang der vorliegenden Arbeit vorgegeben. Ein Leitgedanke für das Folgende muß in jedem Fall die Relation von phonetischer und phonologischer Vielfalt sein. Denn haben wir bis jetzt in erster Linie phonologische Kategorien betrachtet, so müssen wir bei der Betrachtung realer Daten nun davon ausgehen, daß:

1. eine phonologische Kategorie viele phonetische Realisierungen hat.
2. ein phonetisches Phänomen viele phonologische Gründe haben kann.

## 11 Versuchspersonen

Aufgenommen und ausgewertet werden sollten nicht nur nicht-muttersprachliche SprecherInnen des Englischen, sondern als Referenzgruppe auch MuttersprachlerInnen.

Die Gruppe der Versuchspersonen mit Muttersprache Deutsch bestand aus LehramtsanwärterInnen im Fach Englisch vom Institut für Englische Philologie, München. Sie alle hatten bereits den Einführungskurs 'Phonetik und Phonologie des Englischen' inklusive Tutorium absolviert. Im einzelnen handelte es sich um drei Frauen und drei Männer, alle im Alter von 20 bis 22 Jahren, alle aufgewachsen in Bayern, alle im ersten oder zweiten Semester ihres Anglistikstudiums. Ein Auswahlkriterium stellte dar, daß keine/r dieser StudentInnen einen längeren Aufenthalt in einem englischsprachigen Land angeben konnte und alle das 'RP' als größten Einflußfaktor auf ihre

Aussprache genannt hatten.<sup>35</sup> In informellen Gesprächen vor und nach den Aufnahmen hatte sich überdies gezeigt, daß die Motivation, Englisch nicht nur in Bezug auf Grammatik und Wortwahl, sondern auch im Hinblick auf eine gute Aussprache zu beherrschen, bei allen Beteiligten hoch war.

Die Referenzgruppe, sechs englische MuttersprachlerInnen, wurden lediglich in Hinblick auf das Geschlecht mit den deutschen MuttersprachlerInnen 'gematcht'. Abweichungen bei Alter, Ausbildung, sozialem Hintergrund, u.ä. wurden zugunsten der Gewißheit, daß diese Sprecher in jedem Fall RP produzieren würden, in Kauf genommen. Die Sprecherdaten dieser Gruppe lesen sich deshalb wie folgt: Alter zwischen Anfang 30 und Ende 50, eine Englischlehrerin, ein Schauspieler, vier Hochschuldozenten, drei davon aus dem Fachbereich Anglistik, einer aus dem Fachbereich Phonetik. Aufgrund ihres beruflichen Hintergrundes erforderte die erbetene durchgehende Verwendung des RP für die diese SprecherInnen keine Umstellung von ihrem täglichen Sprachgebrauch.<sup>36</sup>

## 12 Methodik

Die Aufnahmen entstanden in einem Aufnahmeraum mit schallgeschützter Sprecherkabine am Institut für Phonetik und Sprachliche Kommunikation, LMU München. Zu den wichtigsten Grundausstattungen gehörte ein NEUMANN TLM 103 Großmembran-Kondensator-Mikrofon und ein digitales YAMAHA 02R Mischpult, das mit einem PC über eine digitale TripleDat-Audio-Karte von CREAMWARE verbunden war. Damit wurde der Signalweg ab dem Eingang ins Mischpult ausschließlich digital realisiert. Der Abstand zwischen SprecherIn und Mikrofon wurde unmittelbar vor jeder Aufnahme noch einmal überprüft und betrug jeweils ca. 20 cm. Die Daten wurden mit einer Sampling-Frequenz von 48kHz zunächst auf DAT-Bändern erfaßt. Nach der Übertragung auf einen Linux-Rechner und der Reduzierung der Daten auf 16kHz wurden sie mit dem Signal-Analyse-Tool PRAAT<sup>37</sup> weiterverarbeitet. Mit Hilfe von PRAAT war es nicht nur möglich, die auditive Analyse durchzuführen, sondern auch Sonagramme zu erzeugen und Segmentierungen vorzunehmen.

Grundlage für die Aufnahmen war ein zusammenhängender Text von 436 Wörtern (siehe hierzu Kapitel 13). Diese Art von Korpus schien eine größere Natürlichkeit als das Lesen von Listen zu gewährleisten und gleichzeitig besser kontrollierbar und damit vergleichbarer als Spontansprache zu sein (siehe unten). Die Versuchspersonen wurden instruiert, sich den Text zunächst in Ruhe durchzulesen und die Bereitschaft zum Beginn der Aufnahme selbst zu signalisieren. Sowohl die deutschen als auch die englischen SprecherInnen wurden explizit gebeten, in ihrem 'normalen' Sprechtempo vorzulesen und vor allem auf eine 'extra langsame' oder 'extra deutliche' Aussprache zu verzichten. Im Falle eines Versprechers sollte einfach der letzte Satz oder Halbsatz wiederholt werden.

Jede Versuchsperson wurde zweimal aufgenommen. Die Sprecherkennungen setzen sich demnach aus einem Namenskürzel, einem Symbol für das Geschlecht und einer Nummer für die erste oder zweite Aufnahme zusammen. (37) zeigt die Sprecherkennungen der deutschen Gruppe, (38) die

---

<sup>35</sup>Diese Informationen stammen aus nach den Aufnahmen ausgefüllten Fragebögen.

<sup>36</sup>Auch diese Informationen gehen auf nach den Aufnahmen ausgefüllten Fragebögen zurück.

<sup>37</sup>Version 4.0., geschrieben von PAUL BOERSMA & DAVID WEENINK und frei erhältlich unter <http://www.fon.hum.uva.nl/praat/>

Sprecherkennungen der englischen Gruppe.

(37) BI<sub>♀</sub>\_1 DO<sub>♀</sub>\_1 SA<sub>♀</sub>\_1 AN<sub>♂</sub>\_1 ER<sub>♂</sub>\_1 MA<sub>♂</sub>\_1  
BI<sub>♀</sub>\_2 DO<sub>♀</sub>\_2 SA<sub>♀</sub>\_2 AN<sub>♂</sub>\_2 ER<sub>♂</sub>\_2 MA<sub>♂</sub>\_2

(38) BO<sub>♀</sub>\_1 BR<sub>♀</sub>\_1 PA<sub>♀</sub>\_1 LO<sub>♂</sub>\_1 CR<sub>♂</sub>\_1 HO<sub>♂</sub>\_1  
BO<sub>♀</sub>\_2 BR<sub>♀</sub>\_2 PA<sub>♀</sub>\_2 LO<sub>♂</sub>\_2 CR<sub>♂</sub>\_2 HO<sub>♂</sub>\_2

Im Allgemeinen wurde die jeweils zweite Aufnahme ausgewertet und nur dann auf die erste Aufnahme zurückgegriffen, wenn der entsprechende Ausschnitt der zweiten Aufnahme aufgrund eines Störgeräusches oder aber zu geringer Lautstärke, zu starker Laryngalisierung o.ä. unbrauchbar war. Lediglich bei Sprecherin PA<sub>♀</sub> wurde umgekehrt verfahren, da sich bei ihr die erste Aufnahme als die an den entscheidenden Stellen bessere Aufnahme herausgestellt hatte.

### 13 Korpus

Das Korpus wurde eigens für diese Arbeit angefertigt und sollte folgende Voraussetzungen erfüllen:

1. Der Text sollte nicht zu einfach sein – nicht nur, weil es sich auch bei den Nicht-MuttersprachlerInnen in gewisser Weise um ‘Profis’ handelt, sondern auch, weil sich die Konzentration der Lesenden nicht auf die bewußte Einhaltung bzw. Anwendung von Ausspracheregeln richten sollte.
2. Die Textvorlage sollte nicht zu kurz sein – erstens um zu gewährleisten, daß auch die Nicht-Muttersprachler in einen Rhythmus finden und damit natürlicher lesen; zweitens, um ausreichend Material zu gewinnen.
3. Enthalten sein sollten sowohl einfache Verbindungen, die auch immer wieder in den Lehrbüchern auftauchen, um abzu prüfen, ob diese bereits verinnerlicht sind oder weiterhin Raum für Interferenzen bieten, als auch Wörter und Verbindungen, die seltener sind oder erfahrungsgemäß Schwierigkeiten bereiten können, um zu sehen, ob die anhand der immer wieder genannten Beispiele gelernten Regeln auf andere Fälle umgesetzt werden können.
4. Potentielle Target-Wörter bzw. -umgebungen (linking r, dark l, usw.) sollten mindestens zweimal vorkommen, um Mißinterpretationen aufgrund von Versprechern vorzubeugen und intraindividuelle Inkonsistenzen berücksichtigen zu können.
5. Um einem vergleichsweise monotonen Stil auf Seiten der Nicht-Muttersprachler vorzubeugen, sollte die Textsorte eindeutig und damit in ihrer Lesart gut umsetzbar sein. Beachtet wurde dabei ein Prinzip, daß auch im Hochschulunterricht Anwendung findet:

“ ... getting often too-serious-for-English German students to smile during pronunciation practice can bring about a substantial change for the better in the ‘attitude’ of their voices.”

SHARPE, [55]:152

6. Grundsätzlich sollte das Korpus so angelegt sein, daß es auch über diese Arbeit hinaus verwendbar sein kann.

Die Textgrundlage bildeten dann einige Schlüsselwörter aus dem Korpus von GERMER, der für seine Untersuchung [18] bewußt solche englischen Wörter ausgewählt hat, die deutschen *“klanglich sehr ähnlich sind”* ([18]:21).<sup>38</sup> Solche Wörter werden gerne benutzt, um einen Eindruck zu gewinnen, wie stark sich ein Sprecher in einer Fremdsprache tatsächlich von seiner Muttersprache entfernt.

Dieses Grundgerüst wurden dann mit den oben erwähnten leichten und weniger leichten Wörtern bzw. Verbindungen aufgefüllt. Das Ergebnis, die Textvorlage, die so auch allen Versuchspersonen vorgelegt wurde, ist in in Abschnitt 13.1 festgehalten.

Die dort ebenfalls zu sehenden Unterstreichungen wurden allerdings erst nachträglich eingefügt. Sie markieren die Stellen, die später analysiert wurden und können damit als Referenz für den Kontext der Ausschnitte dienen.

Zur Transkription des Korpus in 13.2 sei noch folgendes angemerkt: Gemäß der Analyse in Teil II wurden auch in dieser Transkription nicht Phoneme sondern ‘zentrale Allophone’ verwendet. Alternative Aussprachevarianten, die in der gleichen Weise auch von WELLS in seinem EPD angegeben werden, sind an den entsprechenden Stellen als Fußnoten vermerkt bzw. kursiv gesetzt (dort wo eine Elision möglich ist) oder hochgestellt (dort wo eine Epenthese möglich ist) (vgl. WELLS, [61]:xxvii). Schließlich wurden Satzzeichen verwendet, obwohl dies in Transkriptionen normalerweise unüblich ist, um ein gewisses Maß an Lesbarkeit zu erhalten.

---

<sup>38</sup>Verwendet wurde *baby (Baby), bear (Bär), bat (Bett), bed (Bett), bet (Bett), boiler (Beule), beer (Bier), beast (Biest), bitter (bitte, Bitte), boat (Boot), bright (breit), (un-)common ((an-)kommen), fire (Feier), fish (Fisch), hat (hätt’), house (Haus), hall (hohl), calm (kam), come (Kamm), cow (kau), cushion (kuschen), mug (mag), mare (mehr), more (Moor), odour (oder), sour (sauer), shoe (Schuh), wine (Wein)* (vgl. [18]:21 ff.)

## 13.1 Textvorlage

### A STRANGE HOUSE

*Let me tell you about a very special, very strange house and its owners. In fact, the house itself happens to be the strangest house of all the houses I've ever seen. It looks like one of these old boats with a chimney. Just that this boat doesn't swim and this chimney doesn't smoke. Everything in the house is stored in shoes or mugs – in mugs you normally use for your coffee. But then again they don't drink coffee. All they drink is wine. Their vineyard is in the basement with the vines hanging down from the ceiling. It's not surprising that their wine tastes usually sour and extremely uncommon.*

*The owners themselves are a family that is just far away from being ordinary (as you already might have suspected). Mum and dad are called 'Mum' and 'Dad'. Even in their passports. Which doesn't make sense at all. They've got two children, twins, a baby girl called Allen and a baby boy called Ellen, which doesn't make sense, either. Nevertheless each one of them is happy and laughs about everything. Apart from the twins, Mum and Dad have loads of pets and even these pets are quite extraordinary. There's a bear that – quite unlike a beast – sleeps calmly and peacefully on a huge cushion on a huge bed all day long. Then there's a bat that likes it warm and cosy and is thus always hanging next to the gas boiler, even if it is a bright, sunny day! And let's not forget about the fat mare with the hat, the zebra that loves bitter beer and peas, the fish swimming through the entrance hall without water, the cow with that peculiar mouth odour, the pet moths with the gingery red hair and the seal that sets everything on fire. Well, the last one is really no use, I bet.*

*You might start to wonder into what sort of house they would possibly fit a bear, a bat, a mare, a zebra, all these fish, a cow, pet moths and a seal – a whole zoo AND a vineyard! And I bet you'll wonder even more, if I tell you that no one ever sued them, though they've probably been violating law and order.*

*Oh, I still haven't answered your question as to where the house is. No, it's not on top of a hill or in some far away country (as you might have supposed). It's in the middle of London, England. On Tottenham Court Road. That's exactly where it is. Would you like to come and see it?*

## 13.2 Transkription

ə 'stɪə'mɪdʒ 'haʊs

'lɛt mi 'tɛl ju<sup>39</sup> əbaʊt ə 'vɛɪ 'spɛʃl, 'vɛɪ 'stɪə'mɪdʒ 'haʊs ənd<sup>40</sup> its 'əʊnəz. ɪn 'fæk't də 'haʊs ɪt'sɛlf hæpənz tə bi ðə 'stɪə'mɪdʒɪst haʊs əv 'ɔ:l ðə haʊzɪz aɪv ɛvə 'si:n. ɪt 'lʊks laɪk wən əv ðɪz əʊtɪd 'bəʊts wɪð ə 'fɪmni. ɔ:st ðət ðɪs 'bəʊt dʌzʌnt 'swɪm ənd ðɪs 'fɪmni dʌzənt 'sməʊk. 'ɛvniθɪŋ ɪn də 'haʊs ɪz stɔ:d ɪn 'fju:z ɔ: 'mʌgz - ɪn 'mʌgz ju 'nɔ:məli ju:z fə jɔ:<sup>41</sup> 'kɒfi. bət ðen ə'gɛn ðeɪ dəʊnt 'dɪŋk kɒfi. 'ɔ:l ðeɪ dɪŋk ɪz 'waɪm. ðeə 'vɪnjəd<sup>42</sup> ɪz ɪn də 'beɪsmənt wɪð də vaɪnz 'hæŋŋ daʊn frəm də 'si:lɪŋ. ɪts nɒt sə'pɪaɪsɪŋ ðət ðeə 'waɪm teɪsts ju:zʊəli 'saʊə ənd ɪk'stɪ:mlɪ<sup>43</sup> ʌn'kɒmən.

ði 'əʊnəz dəmsɛlvz əɪ ə 'fæ'mli<sup>44</sup> ðət ɪz ɔ:st 'faɪ əweɪ frəm bi:ŋ 'ɔ:d'nəli (əz ju 'ɔ:l'ɪɛdi maɪt həv<sup>45</sup> sə'spɛktɪd). 'mʌm ənd 'dæd ə kɔ:lɪd 'mʌm ənd 'dæd. 'i:v n ɪn ðeə 'pa:spɔ:ts. wɪf 'dʌznt meɪk 'sɛns ət 'ɔ:l. ðeɪv gɒt 'tu: 'fɪfdɪən, 'twɪnz, ə 'beɪbɪ gɜ:l kɔ:lɪd 'ælən<sup>46</sup> ənd ə 'beɪbɪ bɔɪ kɔ:lɪd 'ɛlən<sup>47</sup>, wɪf 'dʌznt meɪk 'sɛns aɪðə. nəvəðə'les ɪ:tf'wən əv ðəm ɪz 'hæpɪ ənd 'laɪfs əbaʊt 'ɛvniθɪŋ. ə'paɪt frəm də 'twɪnz mʌm ənd 'dæd hæv 'ləʊdz əv 'pɛts ənd ɪv n ðɪz 'pɛts ə kwɑɪt ɪk'stɪ:ɔ:d'nəli. ðəz<sup>48</sup> ə 'beə ðət - kwɑɪt ʌnlaɪk ə 'bi:st - sli:ps 'kɑ:mlɪ ənd 'pɪ:sfəli ɒn ə 'hju:ɔ: kʊfn ɒn ə 'hju:ɔ: bɛd 'ɔ:l deɪ 'lɒŋ. ðən ðəz ə 'bæɪt ðət laɪks ɪt 'wɔ:m ən 'kəʊzɪ ənd ɪz ðʌs 'ɔ:lweɪz hæŋŋ nekst tə də 'gæ:s bɔɪlə, 'i:v n ɪf ɪts ə 'bɪaɪt sʌni 'deɪ. ənd lɛts nɒt fə'gɛt əbaʊt də 'fæɪt 'meə wɪð də 'hæɪt, də 'zɛbɪə<sup>49</sup> ðət lʌvz bɪtə 'bɪə(ɪ) ənd 'pɪ:z, də 'fɪf swɪmɪŋ θɪ: ðɪ 'ɛntɪən's 'hɔ:l wɪðəʊt 'wɔ:tə, də 'kaʊ wɪð ðət pɪ'kjʊ:liə<sup>50</sup> 'maʊθ əʊdə, də 'pɛt 'mʊθs wɪð də 'ɔ:ɪndʒəli<sup>51</sup> 'ɪd 'heə ənd də 'si:l ðət sɛts 'ɛvniθɪŋ ɒn 'faɪə. 'wɛf, də 'laɪst wən ɪz 'ɪrəli nəʊ 'ju:s, aɪ 'bɛt.

ju 'maɪt stɑ:t tə 'wʌndə(ɪ) ɪntə wɒt 'sɔ:t əv 'haʊs ðeɪ wəd 'pɒsəbli<sup>52</sup> fɪt ə 'beə, ə 'bæɪt, ə 'meə, ə 'zɛbɪə, 'ɔ:l ðɪz 'fɪf, ə 'kaʊ, pɛt 'mʊθs ənd ə 'zi:l - ə hæʊt 'zu: 'ænd ə 'vɪnjəd! ənd aɪ 'bɛt ju<sup>53</sup> 'wʌndə(ɪ) ɪ:v n 'mɔ:ɪ ɪf aɪ 'tɛl ju ðət 'nəʊ wən ɛvə 'sju:d<sup>54</sup> ðəm, ðəʊ ðeɪv 'pɪəbəbli bɪn 'vɑ:ləɪtɪŋ 'lɔ: ən<sup>55</sup> 'ɔ:də. 'əʊ, aɪ 'stɪf hæv'nt 'ɑ:n'səd jɔ: 'kwɛstʃən əz tə 'weə də haʊs 'ɪz. 'nəʊ, ɪts 'nɒt ɒn tɒp əv ə 'hɪf 'ɔ:l ɪn səm 'faɪ əweɪ 'kʌntɪ (əz ju 'maɪt həv sə'pəʊzd). ɪts ɪn də 'mɪd<sup>56</sup> əv 'lʌndən, ɪŋglənd. ɒn 'tɒt'nəm kɔ:t 'læʊd. ðəts ɪg'zæk'tli<sup>56</sup> weəɪ ɪt 'ɪz. wʊd ju<sup>57</sup> 'laɪk tə kʌm ənd 'si:l ɪt?

<sup>39</sup> Alternative: [jə].

<sup>40</sup> Alternativ ist immer [ən] möglich, es besteht keine Abhängigkeit vom phonetischen Kontext.

<sup>41</sup> Alternativen: [juə] oder die im RP etwas seltenere WF [jə].

<sup>42</sup> Alternative: [-jɑ:d].

<sup>43</sup> Alternativen: [ɛk-], [ək-].

<sup>44</sup> Alternativen: ['fæ'məli], ['fæ'mɪli].

<sup>45</sup> Alternative: [əv].

<sup>46</sup> Alternative: [-ɪn].

<sup>47</sup> Alternative: [-ɪn].

<sup>48</sup> Alternativ wird von vielen die 'strong form' [ðeəz] und nur diese verwendet, obgleich <there> in dieser Funktion nie betont ist.

<sup>49</sup> Alternativ: ['zi:bɪə].

<sup>50</sup> Alternative: [pə-].

<sup>51</sup> bzw. mit Schreibfehler: ['ɔ:ɪndʒəli]

<sup>52</sup> Alternative: [-ɪb-]

<sup>53</sup> Bei Verwendung der 'yod coalescence': ['bɛt ju].

<sup>54</sup> Alternative: ['sju:d].

<sup>55</sup> Bei Verwendung des 'intrusive r': ['lɔ:ɪ ən].

<sup>56</sup> Alternativen: [ɛg-], [əg-], [ɪk-], [ɛk-], [ək-].

<sup>57</sup> Bei Verwendung der 'yod coalescence': [wʊd ju].

## 14 Auswertung

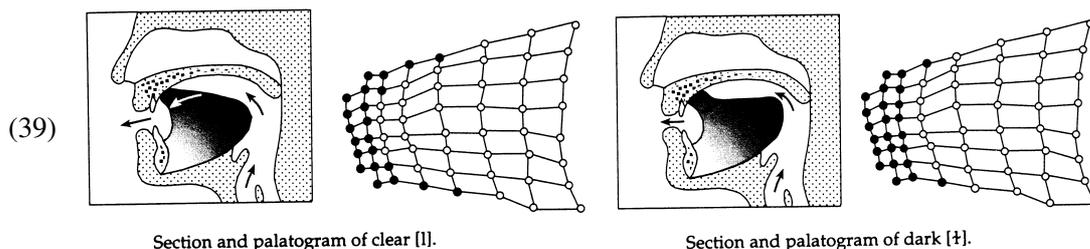
Die folgenden Abschnitte illustrieren anhand von Sonagrammen die im Theorieteil herausgearbeiteten Interferenzen zwischen deutschen und englischen MuttersprachlerInnen. Jedes Sonagramm zeigt einen Frequenzbereich von 0-8000 Hz. Da für diese Analyse vor allem Formantverläufe von Bedeutung sind, werden ausschließlich Breitbandsonagramme verwendet. Sonagramme, die direkt miteinander verglichen werden, sind bezüglich ihrer Zeitachsen abgeglichen. Gleiche Strecke bedeutet gleiche Dauer.

Aus technischen Gründen konnte die Labelung einzelner Lautsegmente nur in SAMPA, einer der PC-Tastatur angepaßten phonetischen Umschrift, vorgenommen werden. Der Zeichenschlüssel basiert auf einem Konzept von JOHN WELLS ET AL. und kann im Anhang nachgeschlagen werden. Leider bietet diese Umschrift nicht immer die nötigen Mittel für detailliertere Angaben (so etwa in Hinblick auf unterschiedliche R-Qualitäten, die Vokal-Diakritika, usw.). Der Leser sei hier auf den jeweiligen Analyseteil verwiesen. Zur besseren Übersicht werden in den Bildunterschriften zu den einzelnen Sonagrammen die deutschen Muttersprachler noch einmal explizit mit dem Kürzel 'DM' gekennzeichnet, die englischen Muttersprachler mit dem Kürzel 'EM'.

Die Auswertung der Sonagramme erfolgte vor allem mit Hilfe zweier Arbeiten: "Visible Speech" von POTTER, KOPP & GREEN ([48]) und "Das Lesen von Sonagrammen in der Phonetik" von MACHELETT ([37]). Formantwerte wurden mit Hilfe von PRAAT gewonnen. Schließlich wurden nur solche Beispiele gewählt, die mir repräsentativ für die Realisierungen der Gesamtheit der jeweiligen Sprechergruppen erschienen.

### 14.1 'Dark l'

Der artikulatorische Unterschied zwischen 'clear l' und 'dark l' liegt praktisch ausschließlich im Hebungsgrad der Hinterzunge. Die schematisierten Sagittalschnitte und Palatogramme von GIMSON ([21]:184) in Abbildung (39) illustrieren dies.



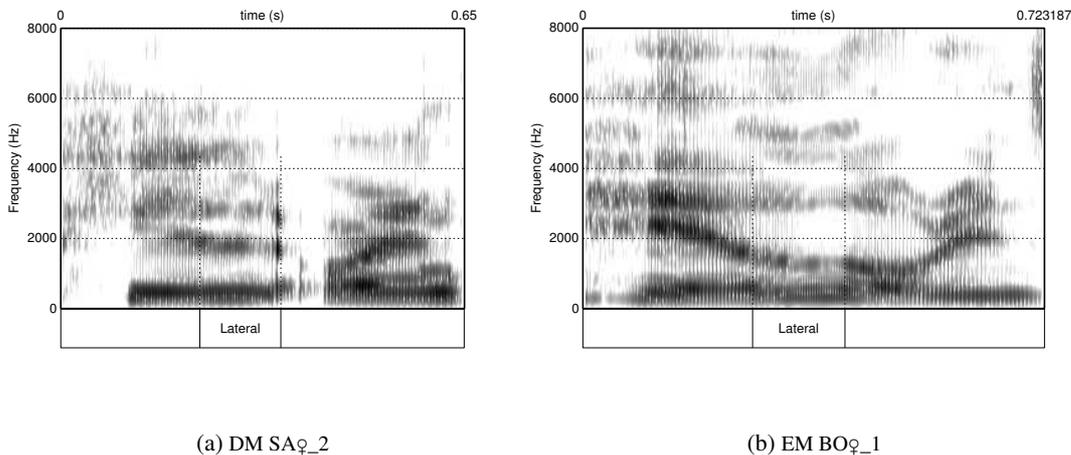
Dieser konfigurative Unterschied hat sichtbare Auswirkungen im Sonagramm: Das 'clear l' besitzt die Formanteigenschaften vorderer Vokale, das 'dark l' die Formanteigenschaften hinterer Vokale (vgl. GIMSON, [21]:183). Entscheidend ist damit vor allem der Verlauf von F2, mit einem größeren Abstand zu F1 im Falle des 'clear l' und einem deutlich geringeren Abstand zu F1 im Falle des 'dark l' (ebd.). Während jedoch das 'clear l' je nach genauer Position des alveolaren Verschlusses eine große Variationsbreite aufweist, die auch im Sonagramm ihren Niederschlag finden kann (POTTER, KOPP & GREEN, [48]:233), konstatieren POTTER, KOPP & GREEN für das 'dark l' ein vergleichsweise stabiles Erscheinungsbild:

*"Patterns of the final l's are not as variable as the patterns of the initial l's; and regardless of the vowels they follow, they resemble the l's made with the back vowels."*

[48]:233

Der Vergleich zwischen deutschen und englischen Muttersprachlern führt dann zu unterschiedlichen Ergebnissen. Bisweilen wird das ‘dark l’ von den deutschen Muttersprachlern tatsächlich überhaupt nicht realisiert wie das erste Beispiel zeigt (Abb. 1).

**Abbildung 1: ‘Clear l’ statt ‘dark l’ in hill or in, ♫1**



Der Lateral der deutschen Sprecherin SA♀ in (a) weist die für ein ‘clear l’ zu erwartende Formantstruktur auf: einen hohen zweiten Formanten mit einem deutlichen Abstand von mehr als 1000 Hz zum ersten Formanten (vgl. MACHELETT, [37]:38). Realisiert werden müsste an dieser Stelle aufgrund der finalen Position aber ein ‘dark l’ (siehe Seite 18) wie dies bei der englischen Sprecherin BO♀ der Fall ist. Ihr Lateral zeigt einen tiefen zweiten Formanten und, sehr typisch für das ‘dark l’, eine Gleit-Bewegung der Formanten vom Vokal zum Lateral (vgl. POTTER, KOPP & GREEN, [48]:239 ff.)<sup>58</sup> Ein weiteres Beispiel dieser Art findet sich im Anhang.

**Diskussion** Die Realisierung des ‘dark l’ als ‘clear l’ auf seiten der deutschen Sprecherin dürfte in der Praxis ein relativ großes Problem darstellen. SA♀ ersetzt hier auf der syntagmatischen Ebene – ein Fehler, den ein englischer Muttersprachler im allgemeinen nicht machen würde. Wie bereits im Theorieteil (Abschnitt 4.1) festgestellt wurde, läßt diese Tatsache vermuten, daß ein solcher Fehler für einen Muttersprachler kaum besser zu kompensieren ist als ein Fehler auf paradigmatischer Ebene. Entsprechend konstatiert PASCOE:

*“Native speakers of English, British or American, tend not to hear a ‘clear l’ after a vowel at all...”*  
[46]:112

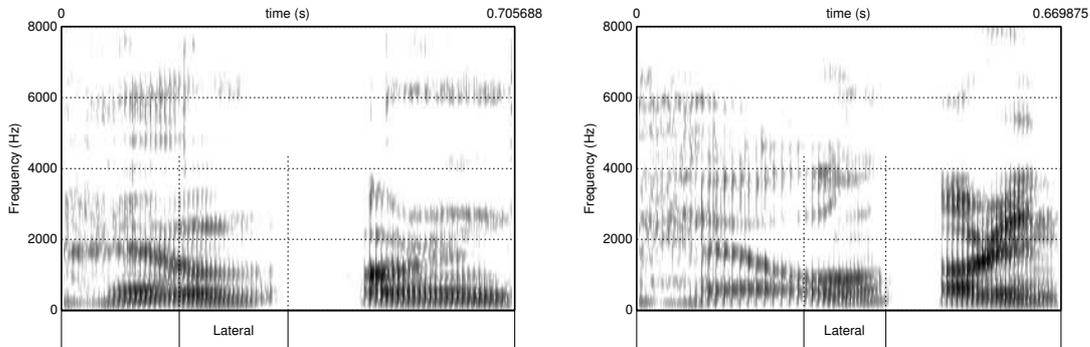
Die Substitution eines ‘dark l’ durch ein ‘clear l’ ist bei den hier untersuchten deutschen Versuchspersonen dennoch die Ausnahme. Im allgemeinen wird durchaus der Versuch unternommen, in den entsprechenden Positionen ein ‘dark l’ zu produzieren.

Nicht immer ist mit Sicherheit zu entscheiden, ob dies einwandfrei gelingt: In Abbildung 2 scheint zwischen der Äußerung von ER♂ und CR♂ kein so eindeutiger Unterschied zu bestehen wie das beim vorigen Beispiel der Fall war. Beide Sonagramme zeigen beim Lateral einen tiefen

<sup>58</sup>Ein weiterer sehr augenfälliger Unterschied zwischen den beiden Sonagrammen ergibt sich durch die verschiedenartige Behandlung der Wortgrenze: SA♀ glottalisiert vor dem folgenden Vokalansatz, BO♀ zeigt keine solche Unterbrechung. Phänomene dieser Art werden ausführlich in Abschnitt 14.6 behandelt.

zweiten Formanten und damit verbunden eine deutliche Abwärtsbewegung vom vorangehenden vorderen Vokal [ɪ].

**Abbildung 2: Zwischen ‘clear l’ und ‘dark l’ in hill or in, 🎵2**



(a) DM ER♂\_2

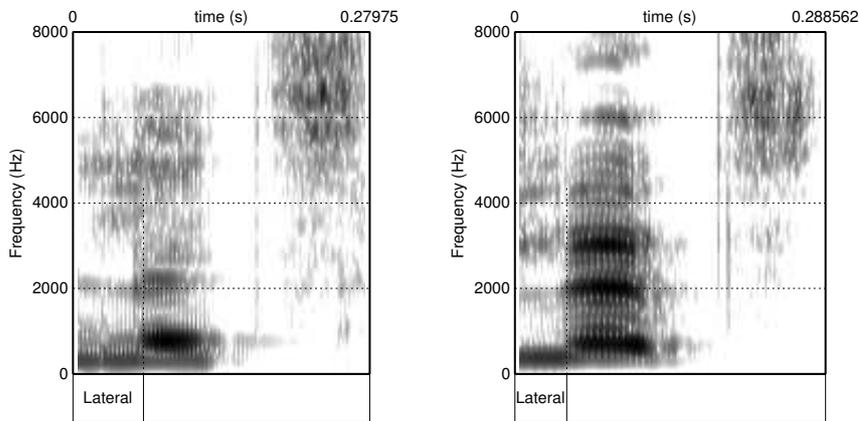
(b) EM CR♂\_2

Die Formantanalyse deutet jedoch darauf hin, daß der zweite Formant des deutschen Muttersprachlers ER♂ noch keineswegs die Tiefe des muttersprachlichen F2 erreicht. Bei ER♂ beträgt der Abstand zwischen F1 und F2 etwa 700 Hz, bei CR♂ etwa 400 Hz, entsprechend ist im Sonagramm von ER♂ noch eine Lücke zu erkennen, in dem von CR♂ aber kaum mehr. Auch die auditive Analyse vermittelt den Eindruck, daß das ‘dark l’ noch nicht in vollem Umfang realisiert wird (→ 🎵2). Weitere vergleichbare Beispiele finden sich im Anhang.

**Diskussion** Ein Zusammenhang zwischen zu hohem zweiten Formanten und fehlerhafter Realisierung liegt nahe, kann hier aber aufgrund der begrenzten Datenmenge noch nicht eindeutig festgestellt werden. In einem nächsten Schritt wäre anhand geeigneter Perzeptionstest zu untersuchen, ab wann die kontinuierliche Abwärtsbewegung des zweiten Formanten zu einer kategorialen Wahrnehmung des ‘dark l’ führt.

Natürlich bietet es sich an, umgekehrt auch die Realisierung des ‘clear l’ zu vergleichen (Abb. 3).

Abbildung 3: ‘Clear l’ in let’s, 🎵3



(a) DM BI $\phi$ \_2

(b) EM BO $\phi$ \_2

Wie zu erwarten war, ergeben sich bei der Realisierung eines Laterals im Onset keine nennenswerten Unterschiede. Beide Sonagramme zeigen an den entsprechenden Stellen einen hohen zweiten Formanten mit deutlichem Abstand zum ersten Formanten.

**Diskussion** In einer Umgebung, in der im Englischen wie im Deutschen das gleiche zentrale Allophon vorgesehen ist, sollten unter normalen Umständen keine Fehler auftreten. Tatsächlich lassen auch die Hörbeispiele durchaus vergleichbare Realisierungen erkennen. Die Vergleichbarkeit von Allophonen scheint also tatsächlich gegeben.

Eine andere wichtige Erkenntnis ergibt sich durch den Vergleich der Beherrschung der beiden L-Qualitäten. Obwohl Teil desselben Phonems, bereitet das eine Allophon deutlich mehr Schwierigkeiten als das andere. Daraus zieht PASCOE den Schluß:

*“The fact that ‘clear l’ and ‘dark l’ are members of the same phoneme is entirely irrelevant for teaching purposes; they are different sounds, and it is sounds, not phonemes, that are taught, learned and pronounced.”*

[46]:112 f.

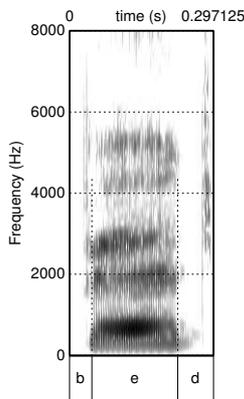
Und auch das bestätigt unseren allophonischen Analyse-Ansatz.

## 14.2 [æʷ] versus [ɛ]

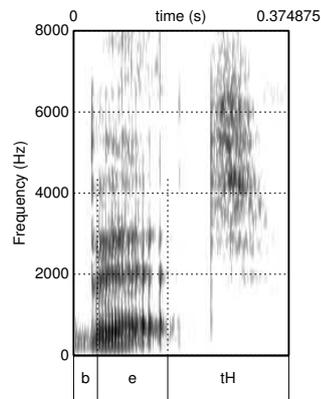
Abschnitt 4.3 hatte gezeigt, daß das Englische regelmäßig [e] und [æʷ] kontrastiert.

Im Deutschen kommt [æʷ] grundsätzlich nicht vor. Das noch relativ offene deutsche [ɛ] steht wiederum nie in Kontrast zu kurzem [e], da letzteres nur in unbetonter Silbe vorkommt. Der Kontrast zwischen langem [ɛ:] und langem [e:], der diachron lange bestanden hat, wird synchron immer öfter zugunsten des [e:] neutralisiert (siehe ebenfalls Abschnitt 4.3). Die Unterscheidung von E- und Ä-Qualitäten ist damit im Deutschen anscheinend allgemein nicht sehr stabil. In Minimalpaarreihen, die vor allem auf der Unterscheidung von [e] und [æʷ] beruhen, sind daher entsprechende Fehler zu erwarten (Abb. 4).

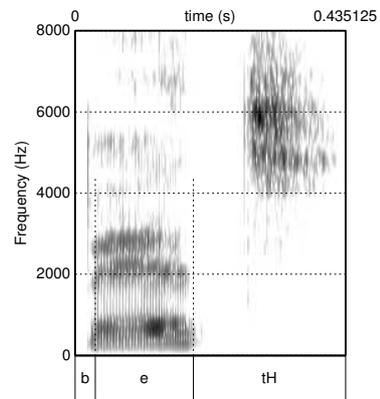
Abbildung 4: Fehlende Vokalqualitäten-Unterscheidung in bed, bet, bat, 4



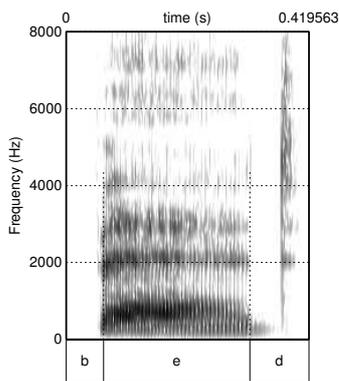
(a) DM SA<sub>♀</sub>\_2: *bed*



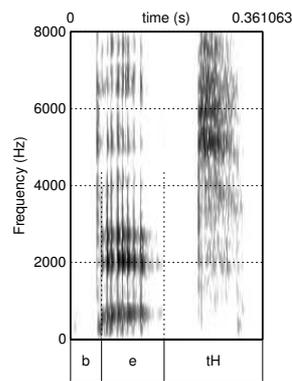
(b) DM SA<sub>♀</sub>\_2: *bet*



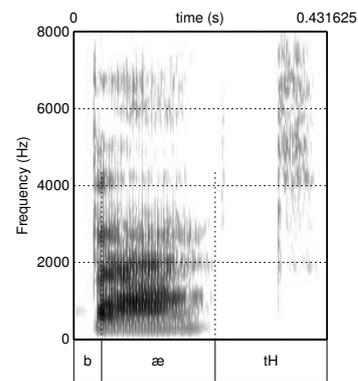
(c) DM SA<sub>♀</sub>\_1: *bat*



(d) EM BO<sub>♀</sub>\_2: *bed*



(e) EM BO<sub>♀</sub>\_2: *bet*



(f) EM BO<sub>♀</sub>\_2: *bat*

Der Theorie nach sollten sich *bet*, *bed* und *bat* vor allem aufgrund zweier Faktoren unterscheiden lassen: Vokalqualität und Stimmhaftigkeit. *Bet* müßte demnach mit dem Vokal [e̞] und einem stimmlosen Fortis-Plosiv produziert werden, *bed* ebenfalls mit dem Vokal [e̞], aber einem stimmhaften Lenis-Plosiv, *bat* mit dem Vokal [æ̞] und einem stimmlosen Fortis-Plosiv.

Die Sonagramme der Muttersprachlerin BO<sub>♀</sub> zeigen genau dieses Schema: (d) und (e) enthalten dieselbe Vokalqualität bei praktisch identischem Formantenverlauf. Die beiden Plosive sind jedoch unterscheidbar: In (d) ist zumindest teilweise eine ‘voice bar’<sup>59</sup> erkennbar, aber praktisch keine Aspiration, (e) weist eine Aspirationsphase auf, aber keine ‘voice bar’. Diese Merkmale lassen in (d) auf einen stimmhaften oder zumindest nur teilweise entstimmten Plosiv schließen, in (e) auf einen stimmlosen (vgl. MACHELETT, [37]:32 f.). Hinzu kommt der erkennbare Längenunterschied von [e̞] in *bed* bzw. *bet*, der GIMSONS Theorie der Markierung von Stimme bei Plosiven mittels vorangehender Vokallänge zu bestätigen scheint (siehe u.a. Seite 15). Auch wenn

<sup>59</sup>Zur Verwendung dieses Begriffes vgl. POTTER, KOPP & GREEN, [48]:34 und MACHELETT, [37]:22.

hier Variationen der Sprechgeschwindigkeit eine Rolle spielen können, ist der aus dem jeweiligen Verhältnis von Vokal- und Verschlussdauer ersichtliche Unterschied deutlich. Sonagramm (f) enthält den Merkmalen nach zu urteilen – und damit wie erwartet – wiederum einen stimmlosen Plosiv, der Unterschied zu den anderen beiden Wörtern ergibt sich hier aufgrund des Vokals, bzw. dessen Formantstruktur. Im Vergleich zu Sonagramm (d) bzw. (e) liegt hier ein höherer F1 bei gleichzeitig etwas tieferem F2 vor, beides zusammen Kennzeichen für einen tieferen Vokal, wie es [æ'] im Vergleich zu [ɛ] im Vokalraum ist (vgl. auch POTTER, KOPP & GREEN, [48]:41 und 55). Damit zeigt jedes Sonagramm der Muttersprachlerin mindestens ein Merkmal, das es von den anderen Sonagrammen unterscheidet. Diese Unterschiede machen die Beispiele der Minimalpaarreihe auch auditiv leicht voneinander abgrenzbar (→ ♪4). Im Hinblick auf die Theorie insgesamt erstaunlich ist, daß die stimmlosen Plosive der englischen Muttersprachlerin in beiden Fällen relativ starke Aspirationsphasen aufweisen (vgl. Abschnitt 4.2). Bedingt läßt sich dies mit der Position der Wörter im Korpus erklären: Sowohl *bed* als auch *bat* schließen Intonationsphrasen ab. Eine relativ starke Betonung, die wiederum eine stärkere Aspiration hervorrufen kann, ist damit zumindest plausibel.

Die Plosive der deutschen Muttersprachlerin SA♀ ähneln weitgehend denen der englischen Muttersprachlerin. Ein interessanter Unterschied zu den Realisierungen von BO♀ ergibt sich jedoch in Hinblick auf die Vokale. Im Gegensatz zu der Muttersprachlerin produziert SA♀ in allen drei Fällen in etwa die gleiche Vokalqualität. In den Sonagrammen ist dies leicht an den Formantwerten zu erkennen. Würde man ein Lineal anlegen, könnte man die jeweiligen Formanten ohne weiteres mit jeweils einer einzigen Linie verbinden. Auditiv entspricht diese Vokalqualität dem englischen [ɛ] bzw. dem deutschen [ɛ] (siehe Abschnitt 4.3). Damit entfällt bei der Nicht-Muttersprachlerin vermutlich mindestens die Unterscheidbarkeit von *bet* und *bat*. Ein vergleichbares Beispiel findet sich im Anhang.

**Diskussion** Anders als der Muttersprachlerin BO♀ gelingt es hier der Nicht-Muttersprachlerin nicht, die Minimalpaarreihe distinktiv zu produzieren. Da die Unterscheidung der Plosive keine nennenswerten Fehler aufweist, ist dies vermutlich allein der mangelnden Unterscheidung von [æ'] und [ɛ] zuzuweisen. In allen drei Fällen handelt es sich um eine Vokalqualität, die sehr viel näher an der des [ɛ] ist als an der des [æ']. Diese Vokalqualität ist wiederum weitgehend deckungsgleich mit dem deutschen [ɛ] (siehe Abschnitt 4.3). Interessant ist, daß die Sprecherin nicht den Versuch unternimmt, den angestrebten Kontrast zumindest mit Hilfe der muttersprachlichen vorderen Vokale 'nachzubilden', etwa durch [e] versus [ɛ]<sup>60</sup> oder [ɛ] versus [a]. Ein solcher 'Repair-Mechanismus' ist übrigens nur bei einer der deutschen SprecherInnen zu beobachten (BI♀, siehe Anhang, Seite 82): Sie realisiert in <bet> und <bed> jeweils [ɛ], in <bat> aber eine Qualität, die zwischen deutschem [ɛ] und englischem [æ] liegt. Dies deutet wiederum darauf hin, daß das Bewußtsein einer Distinktion noch kein Garant für die Produktion einer Distinktion ist, vor allem aber nicht für eine korrekte Realisierung derselben.

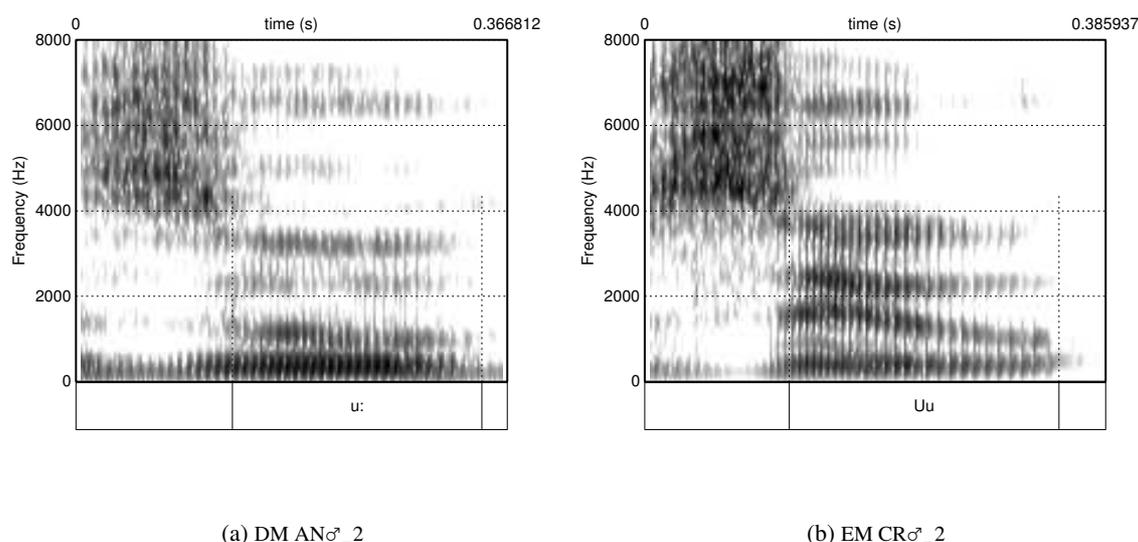
Ein wichtiger Anhaltspunkt für weitere empirische Untersuchungen kann der im muttersprachlichen Beispiel beobachtete Zusammenhang zwischen Vokallängung und perzeptiver Wahrnehmung stimmhafter Plosive sein.

<sup>60</sup>Denkbar wäre z.B. eine kürzere Version von deutschem *bet'* versus *bät'*

### 14.3 Die Diphthongisierung von Monophthongen

Als wichtiger Punkt in der kontrastiven Analyse der Vokale hatte sich ergeben, daß auch die Mehrzahl der englischen Langmonophthonge fast immer diphthongähnliche Charakteristika aufweist (siehe z.B. Seite 25, vgl. auch DELATTRE, [13]:67 f.). Im Deutschen ist dies nicht der Fall. Dementsprechend tritt dort, wo ein Muttersprachler einen Diphthong realisiert, bei einem Nicht-Muttersprachler nicht selten ein reiner Monophthong auf (Abb. 5).

Abbildung 5: Keine Diphthongisierung in zoo, 5



Der Unterschied zwischen den beiden Vokalqualitäten ist augenfällig. Während AN $\sigma$  mit stabilen Formantwerten von ca. 340 Hz (F1), 950 Hz (F2) und 2300 Hz (F3) einen hinteren Monophthong produziert (vgl. MACHELETT, [37]:50 f.), der nach der auditiven Analyse als [u:] klassifiziert werden kann, ist bei CR $\sigma$  eine deutliche Änderung in der Vokalqualität auszumachen. Formantwerte wie sie sich bei AN $\sigma$  messen lassen, werden erst zum Schluß erreicht (ca. 340 Hz – 950 Hz – 2300 Hz). Ausgangspunkt ist ein vokalisches Segment mit Werten von 340, 1600 und 2300 Hz. Hört man das Vokalgebilde Stück für Stück an, nimmt man zunächst einen ungerundeten ungespannten Vokal im Bereich des [ɪ] wahr – was zu den eben genannten Formantwerten paßt (vgl. MACHELETT, [37]: und POTTER, KOPP & GREEN [48]:277) – dann einen gerundeten Vokal im Bereich des [y] und erst dann ein [u] wie es auch bei AN $\sigma$  zu hören ist. In der Gesamtwahrnehmung scheinen aber dann [ɪ] und [y] zu einer Einheit, auditiv vergleichbar mit einem [ʊ], zu verschmelzen. Der damit analysierte Diphthong [uɪ] entspricht wiederum der Beschreibung diphthongartiger Varianten des [ʊ] bei GIMSON (vgl. [21]:114).

Da das im Text nach *zoo* folgende Wort nicht mit einem Konsonanten beginnt und CR $\sigma$  nach *zoo* ohnehin eine Pause einfügt, kann man davon ausgehen, daß es sich hier tatsächlich um einen Diphthong und nicht etwa um eine Transitionsbewegung handelt (vgl. DELATTRE, [13]:67). Weitere vergleichbare Beispiele finden sich im Anhang.

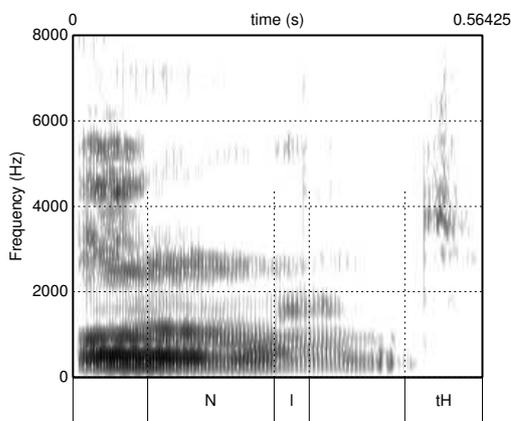
**Diskussion** Gerade die Diphthongisierung von ‘Monophthongen’ ist ein wichtiges Charakteristikum des Englischen (siehe Abschnitt 14.3). Nach der traditionellen Einteilung haben wir es hier dennoch mit einer ‘fakultativen Variante’ zu tun. Es steht dem Sprecher frei, ob er sie realisiert oder nicht. Ein Nicht-Muttersprachler, der diese Diphthongisierungen nie oder fast nie realisiert, wird vermutlich keine Verständnisprobleme hervorrufen, gleichzeitig aber auch nicht besonders ‘muttersprachlich klingen’. Das zeigt umgekehrt auch, daß selbst fakultative Varianten (oder nach unserer Einteilung periphere Allophone) für den Zweitspracherwerb nicht völlig bedeutungslos sind – insbesondere dann nicht, wenn es sich bei der Fremdsprache nicht nur um ein rudimentäres Verständigungsmittel handeln soll.

In Hinblick auf die phonetische Analyse wäre es sicherlich interessant, noch weitere Untersuchungen zu der Realisierung dieser besonderen Diphthonge durchzuführen. Die überraschenden Eingangs-Formantwerte für den Diphthong des Muttersprachlers CR♂ und der zeitverschobene Einsatz der Lippenrundung sind zu klärende Punkte.

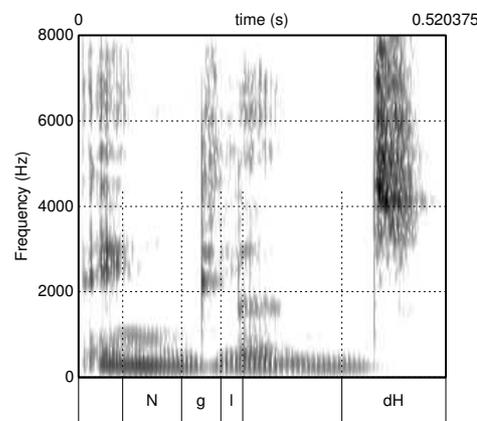
#### 14.4 Die morpheminterne Kombination von [ŋ] + [g]

Im Zusammenhang mit den Morphemstrukturbedingungen wurde u.a. beschrieben, daß im Englischen immer dann, wenn ein [ŋ] auf eine Silbengrenze trifft, die keine synchrone Morphemgrenze ist, ein [g] eingefügt wird (siehe Abschnitt 6.2). In der Praxis macht dieses Phänomen Nicht-Muttersprachlern nachweislich Probleme. Ein Beispiel hierfür ist das Wort *England* (Abb. 6).

**Abbildung 6: Fehlender Plosiv in England, ♪6**



(a) DM SA♀\_2



(b) EM BR♀\_2

Gemäß des eben noch einmal ausgeführten Prinzips ist im Sonagramm der Muttersprachlerin BR♀ unmittelbar nach dem Nasal ein Plosiv zu sehen. Dieser Plosiv ist, wie an der durchgängigen ‘voice bar’ erkennbar, stimmhaft und kann anhand der auditiven Analyse und der spektralen Verteilung des Bursts als [g] klassifiziert werden (vgl. POTTER, KOPP & GREEN [48]:95).

Der deutschen Sprecherin SA♀ fehlt ein solcher Plosiv. Bei ihr folgt dem Nasal unmittelbar der Lateral. Gleiches läßt sich auch bei den übrigen deutschen Sprecherinnen und Sprechern beobachten (siehe Anhang). Speziell in diesen beiden Sonagrammen bemerkenswert ist noch der

finale Plosiv. Hier zeigt sich sehr deutlich, wie leicht deutsche Muttersprachler dazu neigen, auch im Englischen stimmhafte Plosive in der Coda voll zu entstimmen (siehe Abschnitt 4.2, Stichwort “Auslautverhärtung”). Leicht abzulesen ist dies an der kaum vorhandenen ‘voice bar’ und der dem ‘Burst’ folgenden Aspirationsphase. Die Engländerin aspiriert zwar ungewöhnlicherweise ebenfalls (und sogar noch stärker)<sup>61</sup>, ihr Plosiv läßt aber gleichzeitig eine stark ausgeprägte ‘voice bar’ erkennen und wird damit sicherlich stimmhaft perzipiert (→ Hörbeispiel ♪6).

**Diskussion** Das Prinzip des [g]-Einschubs nach [ŋ] ist Lern- und Gewohnheitssache. Es besteht kein ersichtlicher Grund, warum ein deutscher Muttersprachler mit der Abfolge der Laute Probleme haben sollte. Daß selbst die korrekte Aussprache eines Wortes wie *England*, der Name des Landes dessen Sprache man lernen soll, nicht vertraut ist, illustriert meines Erachtens einmal mehr die Qualität des Schulunterrichts.

## 14.5 Reduktionen

Reduziert wird sowohl im Englischen als auch im Deutschen. Die Qualität und Stärke der Reduktionen bietet jedoch Raum für Interferenzen (siehe Kapitel 8). Für unseren Vergleich von MuttersprachlerInnen und Nicht-MuttersprachlerInnen müssen die verschiedenen Positionen, in denen Reduktionsformen auftreten können, überprüft werden.

Zunächst einmal können reduzierte Silben einen festen Bestandteil einer lexikalisierten Einheit bilden, sie sind zwar nicht immer obligatorisch, aber oft sehr üblich.

Abbildung 7 zeigt eine muttersprachliche und eine nicht-muttersprachliche Realisierung des englischen *extraordinary*. Im EPD [61] lautet der Eintrag für *extraordinary*: [ɪk 'stɔ:d ənə ɹɪ]. Dieser Eintrag entspricht der im RP am häufigsten Realisierungsform, für die weiteren zahlreichen Varianten sei der Leser auf die restlichen Einträge im EPD verwiesen. Die wichtigsten beiden Varianten sind bereits in WELLS Standardtranskription kodiert: Das erste hochgestellte Schwa kann noch zusätzlich eingefügt werden, das zweite, kursiv gesetzte, elidiert werden. Die Anzahl der Silben beträgt damit normalerweise maximal fünf. Die Hauptbetonung liegt immer auf der zweiten Silbe.

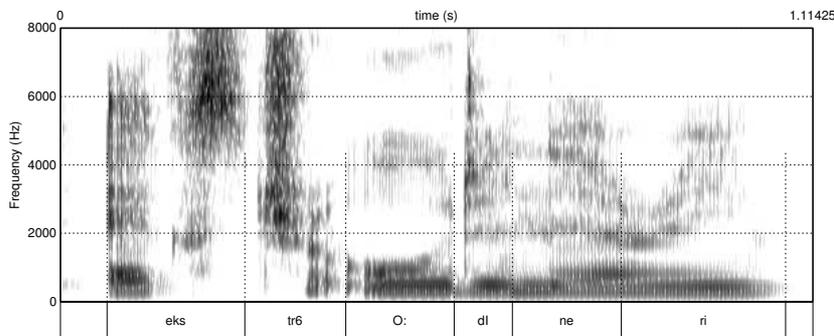
Nach der auditiven Analyse der beiden Beispiele in Abbildung 7 kann die Realisierung der Muttersprachlerin PA<sub>♀</sub> als viersilbig segmentiert werden, die Segmentierung für die deutsche Sprecherin BI<sub>♀</sub> zeigt jedoch ein Ergebnis von sechs Silben. Bei BI<sub>♀</sub> am auffälligsten ist die zweite Silbe, die hier als [trɐ] wiedergegeben ist. Diese Silbe, vor allem das Segment [ɐ]<sup>62</sup>, hat so einerseits keine Entsprechung im muttersprachlichen Beispiel und ist andererseits ausschlaggebend für die von PA<sub>♀</sub> abweichende Verteilung der Segmente in den umliegenden Silben: das vorausgehende [s] wird wie im deutschen oder englischen *extra* als Teil der ersten Silbe wahrgenommen, das nachfolgende [ɔ:] als Nukleus der nächsten. Zwar erwähnt WELLS eine Variante, die der Realisierung von BI<sub>♀</sub> tatsächlich sehr nahe kommt ([ɪk 's tɔ: d ə n ə ɹ ɪ]), diese Variante ist aber der Reihenfolge nach, die am wenigsten verbreitetste Variante. Die üblichere Standardlautung gibt – wie im EPD und in Sonagramm (b) ersichtlich – andere Silbengrenzen (und Vokalqualitäten) vor. Damit erscheint die Reduktion des Morphems *extra* in Kombination mit *ordinary* zwar nicht

<sup>61</sup>Verantwortlich hierfür ist vermutlich wiederum die betonte, phrasen-finale Position des Wortes im Text (vgl. aber MACHELETT, [37]:33).

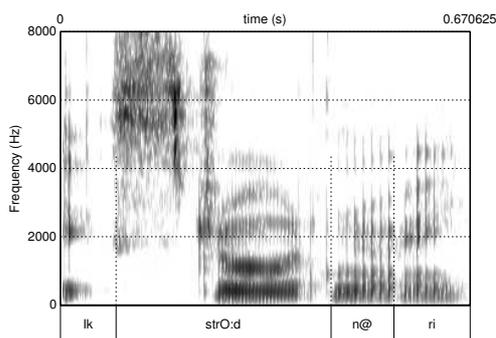
<sup>62</sup>Entscheidend für die Vergabe des Symbols war hier der Höreindruck. Der Vokal ist kürzer und reduzierter als etwa das [a] im deutschen *extra*. Die Formantanalyse stellt keinen Widerspruch dar (vgl. MACHELETT, [37]:52).

unbedingt erforderlich, aber üblich.<sup>63</sup> Die Substitution des [ə] durch ein [ɐ] ist in jedem Fall als Fehler zu bewerten. Die Realisierung der in (a) vierten Silbe [dɪ] wäre als solches mit der Standardlautung vereinbar. Abweichend ist hier die Vokalqualität, für die im EPD zunächst nicht [ɪ], sondern [ə] vorgesehen ist. [ɪ] tritt zwar in unbetonten Silben auf, so etwa in der ersten Silbe der Muttersprachlerin, wird bei WELLS auch als zumindest mögliche Variante erwähnt, entspricht aber wiederum nicht den geläufigeren Reduktionskonventionen. Ein echter Reduktionsfehler tritt in der nachfolgenden Silbe auf, die wiederum beide Sprecherinnen realisieren. Auch hier handelt es sich um eine unbetonte Silbe. Die Muttersprachlerin produziert erwartungsgemäß ein Schwa, der Vokal der Nicht-Muttersprachlerin ist dieses Mal – der Dauer und Intensität nach zu urteilen – sogar noch weniger reduziert als der in der vorherigen Silbe. Der Höreindruck und die Analyse der Formanten deuten hier auf ein [ɛ] hin und damit auf einen Vollvokal. Vergleichbare Beispiele finden sich im Anhang.

**Abbildung 7: Zuwenig Reduktionen in extraordinary, ♪7**



(a) DM BIϕ\_2



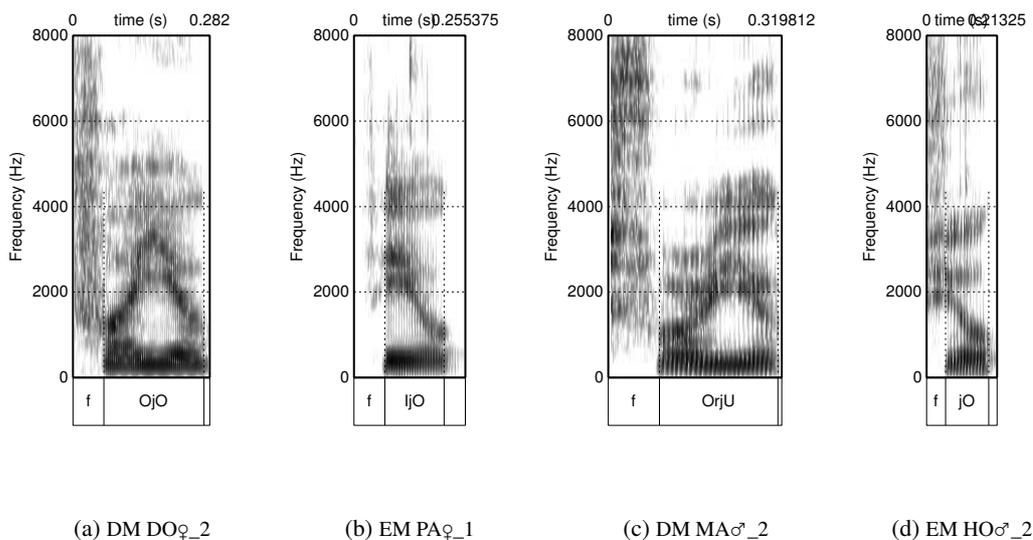
(b) EM PAϕ\_1

<sup>63</sup> Anders ist dies z.B. bei dem deutschen *extraordinär* [ɛks trə ɔɐ̯ di 'nɛ:ɐ̯] oder dem englischen *extravagant* [ɪk'strævəg ənt].

**Diskussion** Interessant ist hier, daß nicht alle Abweichungen von Seiten der Nicht-Muttersprachlerin Abweichungen von *obligatorischen* muttersprachlichen Mustern darstellen. Dies gilt vor allem für die Reduktionen auf Silbenebene, die so im übrigen von allen MuttersprachlerInnen realisiert wurden (siehe Anhang G). In Kombination mit einigen Vokal-Ungenauigkeiten klingt das Beispiel der deutschen Sprecherin dennoch deutlich ‘nicht-muttersprachlich’ (→ ♪7). Die Summe kleiner Fehler und vergleichsweise unkonventioneller Varianten führt hier alles in allem zu einem Eindruck starker Abweichungen. Die Realisierung der Silben <extra-> und <-di-> lassen überdies den Eindruck entstehen, daß die Nicht-Muttersprachlerin sich vom Schriftbild des Wortes leiten läßt und es teilweise entsprechend ihrer Muttersprache interpretiert.

Obligatorisch sind Reduktionen in den ‘weak forms’ (siehe Abschnitt 8.1). Während einzeln auftretende weak forms, wie etwa Artikel, von den hier aufgenommenen Nicht-MuttersprachlerInnen bereits korrekt als solche realisiert werden, treten in anderen Fällen immer noch Fehler auf: vor allem bei Abfolgen von mehreren ‘weak forms’ oder Kombinationen von einer ‘weak form’ und anderen Funktionswörtern mit ‘strong forms’. Abbildung 8 zeigt die Realisierung zweier MuttersprachlerInnen im Vergleich zu der zweier Nicht-MuttersprachlerInnen.

**Abbildung 8: Zuwenig Reduktion in for your, ♪8**



Die jeweiligen Parallelen sind offensichtlich. Die Sonagramme (a) und (c) weisen wesentlich ausgeprägtere Formantbewegungen und höhere Intensitäten auf und schon das sind erste Hinweise auf ein ‘Zuviel’ in den nicht-muttersprachlichen Realisierungen.

Betrachten wir die Wörter im einzelnen, so wäre für *for* als ‘weak form’ die Standardlautung [fə] zu erwarten, für *your* die Standardlautung [jɔː]. Eine ‘weak form’ existiert zwar auch hier, ist aber in gepflegter Umgangssprache unüblich (vgl. EPD, [61]). *Your* weist nur bei dem Nicht-Muttersprachler MA $\sigma$  Abweichungen auf. Er substituiert hier dem auditiven Eindruck zufolge [ɔ] durch [ɥ] (vgl. aber auch POTTER, KOPP & GREEN [48]:55) – ein von Reduktionsphänomenen unabhängiger Fehler bei der Realisierung der Vokalqualität (siehe auch Seite 23). Bei *for* lassen sich MuttersprachlerInnen und Nicht-MuttersprachlerInnen klar voneinander abgrenzen. DO $\phi$  und MA $\sigma$  produzieren mit nahe beieinanderliegendem F1 und F2 bis etwas über 1000 Hz

gleichermaßen deutlich ein [ɔ] (vgl. z.B. MACHELETT, [37]:50 f.). Diese Qualität entspricht nach WELLS ([61]:282) nicht dem Zielvokal der ‘weak form’, sondern dem der ‘strong form’. Bei MA $\sigma$  kommt noch die Realisierung einer R-Qualität hinzu, die in dieser Position eindeutig gegen die R-dropping-Regeln des RP verstößt (siehe Seite 19). Es ist wohl nicht zu weit gegriffen, wenn man hier einen Amerikanismus vermutet.

Ganz anders realisiert der Muttersprachler HO $\sigma$  an dieser Stelle praktisch gar keinen Vokal mehr und damit eine Variante, die von WELLS als “*rapid weak form*” bezeichnet wird ([61]:282). Bei PA $\varnothing$  ist noch ein, wenn auch sehr kurzes, [ɪ] zu erkennen (vgl. z.B. POTTER, KOPP & GREEN [48]:95). Auch diese Qualität entspricht nicht der oben angegebenen Standardform, ist aber im Gegensatz zu den Realisierungen der Nicht-MuttersprachlerInnen als Quasi-Assimilation an das nachfolgende [j] vermutlich gerade eine Folge der Reduktion.

**Diskussion** Warum hier beide Nicht-MuttersprachlerInnen die ‘strong form’ statt der ‘weak form’ verwenden, kann natürlich nicht ohne weiteres beantwortet werden. Bei keinem von beiden ist im Satzkontext eine Betonung auf *for* wahrnehmbar, die die Verwendung einer ‘strong form’ zumindest formal rechtfertigen würde. Wie bereits eingangs erwähnt, entstand bei Durchsicht der Daten der Eindruck, daß solche Fehler vor allem dann auftreten, wenn eine potentielle ‘weak form’ neben anderen unbetonten Einheiten steht. Solche Beobachtungen gilt es noch zu verifizieren. In jedem Fall läßt sich aber sagen, daß das Prinzip der ‘weak forms’ bei diesem EnglischlerInnen noch nicht ausreichend verinnerlicht ist.

Der enge Zusammenhang von Reduktion und Betonung und die damit verbundenen Fehlerquellen zeigen sich insbesondere dort, wo ein Nicht-Muttersprachler ohnehin dazu neigt, ‘falsche’ Akzente zu setzen – so etwa bei der Verknüpfung von Worteinheiten zu festen Wortverbindungen (siehe Seite 43, Stichwort ‘Dreiakzentregel’) – wie in Abbildung 9 zu sehen ist.

Die auditive Analyse ergibt für die Äußerungen der beiden Sprecher unterschiedliche Betonungsverhältnisse: Ein nicht-muttersprachliches ‚*Tottenham* ‚*Court* ◦*Road* steht einem muttersprachlichen ‚*Tottenham* ◦*Court* ‚*Road* gegenüber.<sup>64</sup>

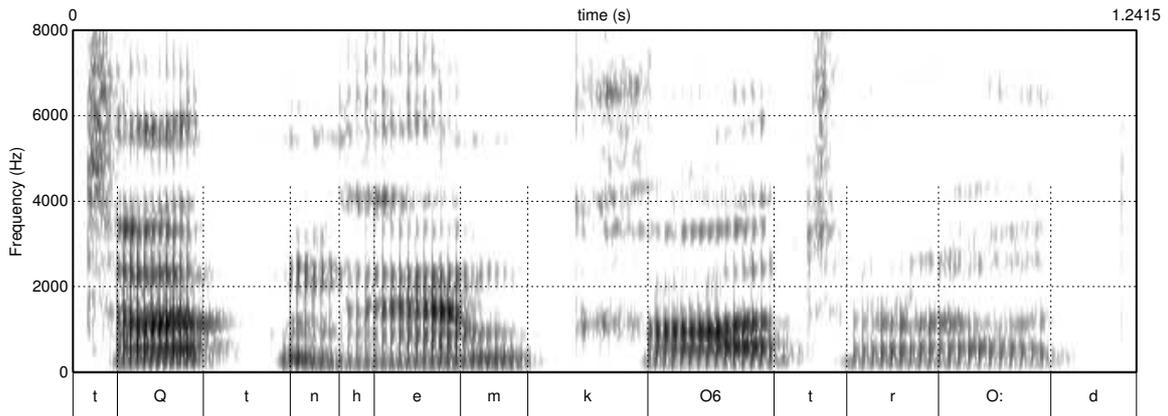
Das Sonagramm des Muttersprachlers LO $\sigma$  zeigt dort, wo nicht betont wird, starke Reduktionserscheinungen. Vergleichen wir die vorliegende Äußerung mit der Standardform aus dem EPD ([61]) [tɒt ˈn əm ˌkɔːt ˈrəʊd], zeigt sich dies am deutlichsten zwischen sekundär und tertiär betonter Silbe: Übrig ist nur noch ein Glottal-Stop und [m]. Die übrigen betonten bzw. teilbetonten Silben zeigen die volle Anzahl an Konsonanten und Vollvokalen – mit den vorgesehenen Qualitäten. Der deutsche Sprecher AN $\sigma$  realisiert mit Ausnahme der zweiten Silbe, in der ein silbisches [ɾ] zu sehen ist, ausschließlich Vollsilben mit Vollvokalen. Am auffälligsten ist die dem Höreindruck nach dritte Silbe, die in der Segmentierung als [hɛm] wiedergegeben ist. Zum einen wird hier ein [h] realisiert, das im Schriftbild zwar existent ist, im RP in dieser Position aber nie umgesetzt wird (vgl. auch *Beckham* [ˈbɛkəm]). Zum anderen wird der Vokal, obwohl unbetont, nicht zu Schwa reduziert. Damit entspricht die Realisierung der Silben nicht der Vorgabe des muttersprachlichen Betonungsmusters, aber auch nicht dem, was das nicht-muttersprachliche Betonungsmuster erwarten ließe.

Kurz erwähnt seien noch zwei Fehler bei den nicht-muttersprachlichen Vokalqualitäten: Der Vokal in <-Court-> klingt isoliert wie das deutsche *Ohr* [ɔːʁ]. Hier handelt es sich mit aller Wahrscheinlichkeit um eine dem Deutschen entsprechenden Realisierung des als Graphem vorhandenen

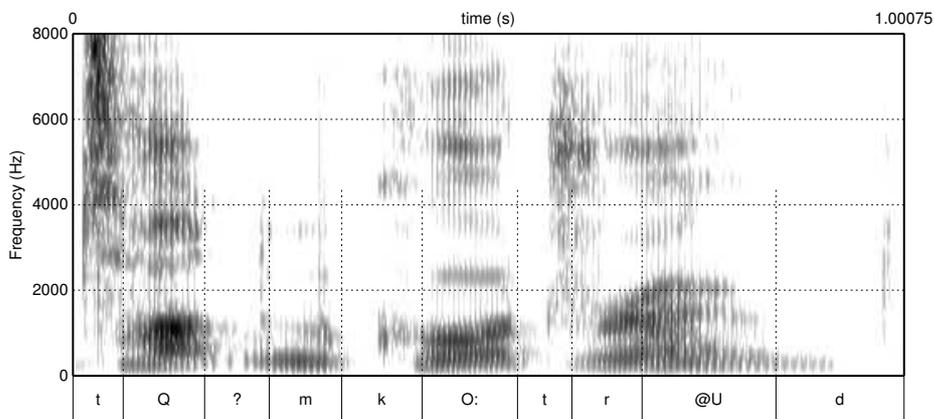
<sup>64</sup>[ˈ] symbolisiert hier den Primärakzent, [ˌ] den Sekundärakzent und [ˌ] den Tertiärakzent (vgl. WELLS, [61]:xxviii).

<r> und damit genau genommen wiederum um einen Verstoß gegen die R-dropping-Regel (siehe Seite 19). Der Vokal in <-Road> muß dagegen als Monophthong segmentiert werden. Formantverlauf und Höreindruck deuten hier auf ein [ɔ:] hin (vgl. POTTER, KOPP & GREEN [48]:55), zu erwarten wäre aber der beim Muttersprachler erkennbare Diphthong. Einmal mehr ist das Problem die korrekte Distribution von Monophthongen und Diphthongen.

**Abbildung 9: Zuwenig Reduktion in Tottenham Court Road, 9**



(a) DM AN $\sigma$ \_2



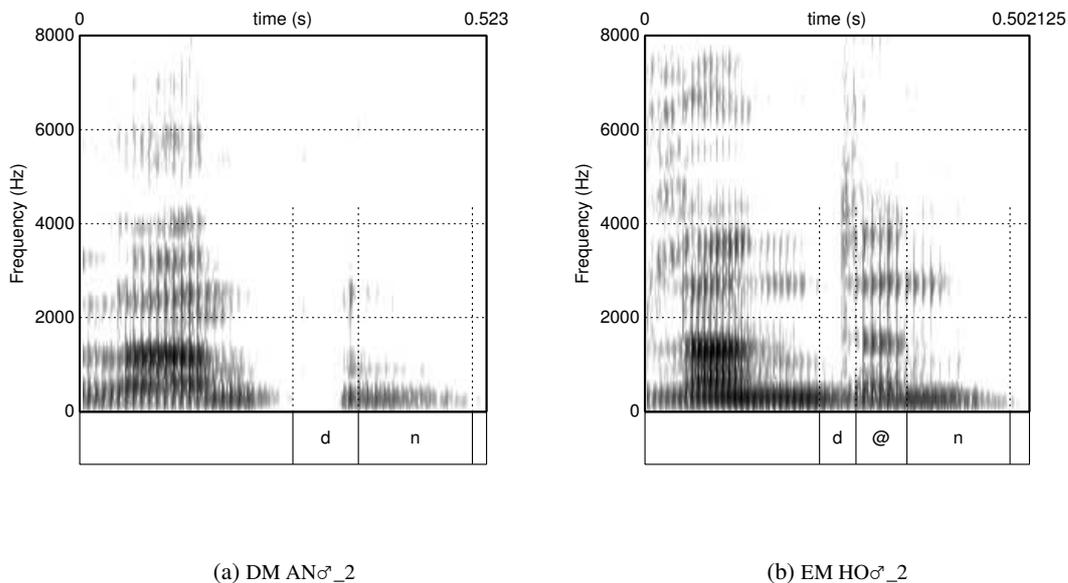
(b) EM LO $\sigma$ \_2

**Diskussion** In diesem Beispiel zeigt sich die Bandbreite der im Englischen möglichen Reduktionsformen: Obwohl der Muttersprachler hier sehr stark reduziert, klingt das Ergebnis nicht ungewöhnlich, ist dem ersten Höreindruck nach nicht einmal auffällig ( $\rightarrow$  9). Anders ist dies bei dem Nicht-Muttersprachler: Er reduziert auch dort nicht, wo er keine Betonung setzt. Einzige Ausnahme ist eine Schwa-Elision in <Totten>, ein Reduktionsmuster, das genau so auch im Deutschen

auftreten könnte. Wiederum mangelt es hier an der Anwendung eines ganz grundsätzlichen Prinzips: Im Englischen können und müssen auch andere Vokalqualitäten als [ə] (zu Schwa) reduziert werden (siehe Seite 40). Auch der Zusammenhang von Betonung und Reduktion scheint nicht verinnerlicht. Wäre er es, müßten falsch betonte Silben zu Reduktionen an den falschen Stellen führen, richtig betonte Silben aber zu Reduktionen an den richtigen Stellen. Eine solche Wechselbeziehung ist bei dem hier analysierten Muttersprachler wie gesagt nicht zu beobachten. Die Kombination von falscher Betonung und fehlenden Reduktionen, wie sie sie in diesem Beispiel aufgetreten ist, verstärkt den Eindruck der Nicht-Muttersprachlichkeit.

Sowohl im Englischen als auch im Deutschen kann ein Schwa vollständig entfallen und damit zu einer Resyllabifizierung des Wortes führen. Im Englischen ist dies jedoch nicht immer möglich (siehe Abschnitt 8.2). Hier kann ein Nicht-Muttersprachler auch zuviel reduzieren, wie das letzte Beispiel dieses Abschnitts zeigt (Abb. 10).

**Abbildung 10: Zuviel Reduktion in London,  10**



Im Vergleich zu den vorangegangenen Beispielen zeigt sich hier der genau umgekehrte Fall: Während der Nicht-Muttersprachler AN $\sigma$  reduziert, behält der Muttersprachler HO $\sigma$  das Segment bei. In Sonagramm (b) ist das erhaltene Segment [ə] deutlich zwischen Plosiv und Nasal zu erkennen, in Sonagramm (a) folgt der Nasal unmittelbar dem Plosiv.

**Diskussion** Der Nicht-Muttersprachler realisiert hier eine Reduktion, die bei deutscher Aussprache des gleichen Wortes nicht möglich wäre (\*[lɒndŋ]).

Dieser Effekt ist vielleicht folgendermaßen zu erklären: Während das Deutsche in der zweiten Vokalposition eine O-Qualität aufweist ([lɒndɔn]), steht im Englischen Schwa. Schwa darf im Deutschen elidiert werden, jede andere Vokalqualität, auch in unbetonter Silbe, nicht (vgl. *Anton*, *Adam* usw.). Damit verfährt der deutsche Muttersprachler mit dem englischen *London* wie mit dem deutschen Wort *landen* (siehe Seite 41). Daß dies in dieser speziellen Position im Englischen nicht möglich ist (siehe Abschnitt 8.2), ist wiederum Lern- und Gewohnheitssache.

## 14.6 ‘Linking r’ und andere Linking-Phänomene

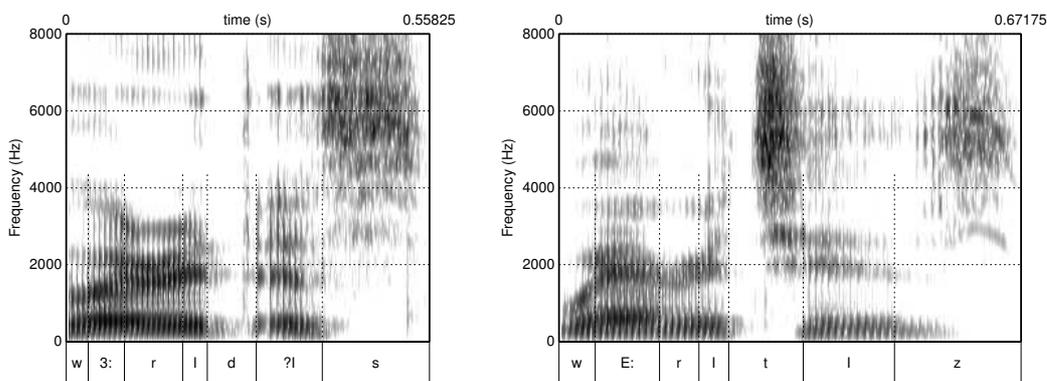
Auf die Interferenzen hinsichtlich der Anschlüsse vor vokalischen Onsets wurde im Theorieteil mehrfach hingewiesen (siehe vor allem Abschnitt 5.2). Daß deutsche Muttersprachler im Englischen mehr als nur das Linking-r-Prinzip beachten müssen, formuliert z.B. KUFNER:

*[Innerhalb einer Intonationsgruppe] müssen die auslautenden Konsonanten oder Vokale mit dem anlautenden des folgenden Wortes oder der folgenden Silbe verschliffen werden. Dies gilt besonders - im Gegensatz zum Deutschen - auch dann, wenn das folgende Wort mit einem Vokal anlautet.*

[33]:134

In Abbildung 1 (“hill or in”) hat sich schon angedeutet, wie sich hier der Unterschied zwischen Nicht-MuttersprachlerInnen und MuttersprachlerInnen in Sonagrammen niederschlagen kann. In den folgenden Beispielen wird vor allem zu überprüfen sein, wie konsistent ‘Verschleifungen’ an Wort- und Silbengrenzen stattfinden.

Abbildung 11: Nur teilweises ‘linking’ in where it is, 🎧11



(a) DM ER $\sigma$ \_2

(b) EM LO $\sigma$ \_2

Bis einschließlich des ersten [ɪ] ähneln sich die Sonagramme in Abbildung 11 weitgehend. Der zweite Formant setzt für das labiale [w] relativ tief ein, steigt zum ersten Vokal hin, beschreibt dann aufgrund der Transitionen eine Art ‘Wellenbewegung’ innerhalb des [ɪ], um schließlich die Formantwerte des [ɪ] zu erreichen. Dieser durchgehende F2-Verlauf ist die Visualisierung eines hörbaren ‘linking r’.

Ein erster Unterschied ergibt sich jedoch schon beim ersten Vokal: Während LO $\sigma$  die zu dem für das Standard-RP beschriebenen Diphthong [eə] übliche Variante [ɛ:] realisiert (siehe Seite 25), weist das Sonagramm von ER $\sigma$  einen schwa-ähnlichen Monophthong auf. In Anbetracht der zumindest schwach-betonten Position bietet sich hier das Label [ɜ:(ɨ)] an (siehe Seite 24). Daß ausgerechnet dieser Vokal produziert wird, ist insofern interessant, als [ɜ:] normalerweise vor allem in solchen Positionen lexikalisiert ist, in denen im Schriftbild ein <r> folgt (vgl. GIMSON, [21]:117 f.). In den ‘rhotischen’ Varianten des Englischen (siehe Seite 19), wird [ɜ:] als “r-colored vowel” realisiert (vgl. KREIDLER, [32]:50) und entsprechend um ein Diakritikum ergänzt: [ɜ:̣]. Dringend anzumerken ist jedoch, daß die amerikanische Standardaussprache von *where* einen anderen Vokal vorsieht: [we̞ɹ]. Auch hier ist [ɜ:] bzw. [ɜ:̣] keine gültige Variante (vgl. EPD, [61])

Das (vermeintliche) ‘linking r’ des Nicht-Muttersprachlers könnte im Prinzip also ein, wenn auch falscher, Amerikanismus sein. Ein deutlich hörbarer Unterschied zwischen dem muttersprachlichen ‘linking r’ und der Realisierung des Nicht-Muttersprachlers ist allerdings nicht zu bemerken (→ ♪11).

Der nächste, auch im Sonagramm sehr auffällige Unterschied ergibt sich in Hinblick auf den Plosiv. ER $\sigma$  realisiert interessanterweise ein [d], erkennbar an der zumindest teilweise vorhandenen ‘voice bar’ und vor allem der fehlenden Aspirationsphase, obwohl dies in *it* falsch ist und für einen deutschen Muttersprachler noch dazu ungewöhnlich (siehe Abschnitt 4.2). Es läßt sich vermuten, daß dieses [d] der Versuch ist, einen Flap zu produzieren, wie es in intervokalischer Position im Amerikanischen üblich ist (vgl. DRETZKE, [15]:49). Dem Höreindruck nach ist es hier allerdings nicht möglich, das entsprechende Symbol [ɾ] zu verwenden. LO $\sigma$  produziert erwartungsgemäß eine [t]. Das nachfolgende zweite [ɿ] setzt ER $\sigma$  mit einer deutlichen Glottalisierung ein, bei LO $\sigma$  ist weder ein Glottal-Stop noch eine Glottalisierung zu erkennen. Dadurch entsteht nur bei dem Muttersprachler der Eindruck eines gebundenen Wortübergangs (→ ♪11). Dieser Eindruck wird noch verstärkt durch die Tatsache, daß sich bei ihm Vokaleinsatz und Aspirationsphase deutlich überschneiden (im Sonagramm erkennbar an der bereits vorhandenen Formantstruktur in der Friktion). Schneidet man das Signal vor [t] aus, so nimmt man ohne weiteres eine eigenständige Einheit [t<sup>h</sup>ɿz] wahr. Eine solche starke ‘Koppelung’ der Coda in den Onset, widerspricht im Grunde der Theorie, in der normalerweise beschrieben wird, daß die Eigenschaften der Coda immer beibehalten werden (siehe Seite 34). Geht man davon aus, daß finale Fortis-Plosive im Englischen, wenn überhaupt, nur schwach aspiriert werden (siehe Abschnitt 4.2 – aber auch hier haben wir schon Gegenbeispiele gesehen), so zeichnet das Sonagramm dieses Muttersprachlers ein anderes Bild.

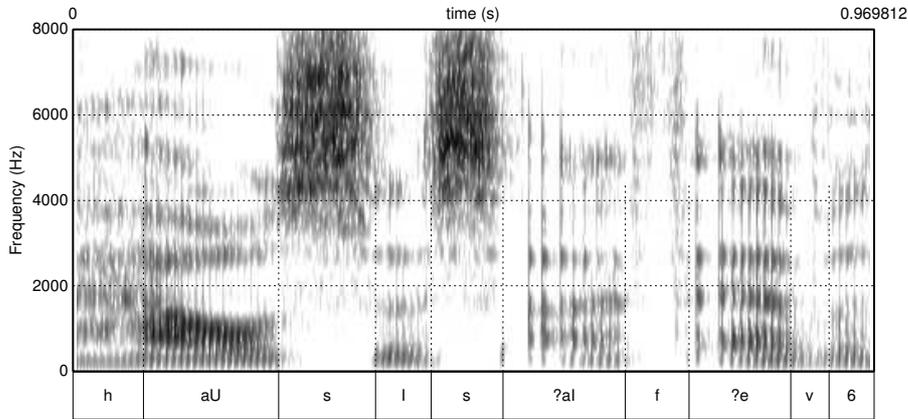
Ein dritter, wenn auch von linking-Phänomenen unabhängiger Unterschied zwischen muttersprachlicher und nicht-muttersprachlicher Aussprache zeigt sich in der Realisierung des letzten Frikativs. Während der Muttersprachler LO $\sigma$  – genau wie im EPD zu finden – ein stimmhaftes [z] produziert, realisiert der Nicht-Muttersprachler ER $\sigma$  ein stimmloses [s]. Ein weiteres vergleichbares Beispiel findet sich im Anhang.

**Diskussion** Während das ‘linking r’ realisiert wird, kommt es am unmittelbar nächsten Vokal-Onset zu einer eher für das Deutsche typischen Glottalisierung. Da diese Phrase eine derer ist, in der keine/r der SprecherInnen eine Pause gesetzt hat, ist der sich hier zeigende Unterschied zwischen Nicht-Muttersprachler und Muttersprachler durchaus aussagekräftig. Gelernt und umgesetzt wurde also zwar die ‘linking-r’-Regel, das Prinzip der im Englischen andersartigen Behandlung des Vokal-Onsets (siehe oben und Abschnitt 5.2) ist jedoch, diesem Beispiel nach zu urteilen, nicht verinnerlicht. Solch eine inkonsistente Anwendung von Regeln in der Fremdsprache wird den Eindruck der ‘Nicht-Muttersprachlichkeit’ mit Sicherheit noch verstärken bzw. begünstigen.

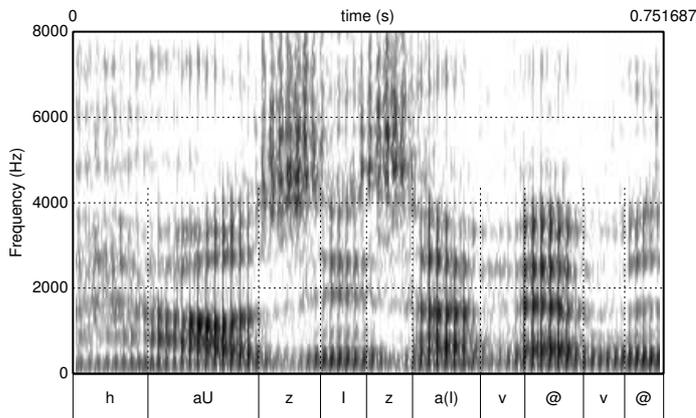
In Hinblick auf Inkonsistenzen sind auch die Fehler, die hier vorsichtig als ‘Amerikanismen’ bezeichnet worden sind, interessant. Sie spiegeln die Einflüsse wider, unter denen heute in Deutschland Englisch gelernt und gelehrt wird (siehe auch Seite 8 f.).

Im nächsten Beispiel (Abb. 12) steht wiederum zweimal ein wort-finaler Konsonant vor einem wort-initialen Vokal. Eine potentielle ‘linking r’-Umgebung ist in diesem Fall nicht gegeben.

**Abbildung 12: Kein ‘linking’ in houses I’ve ever, 🎧12**



(a) DM MA♂\_2



(b) EM HO♂\_2

Bei dem Muttersprachler HO♂ weist F2 wieder einen durchgängigen Verlauf auf, dieses Mal sogar durch die gesamte Äußerung. Durchgängig ist auch die ‘voice bar’ und in großen Abschnitten F3. Damit liegen einerseits auch über die Wortgrenzen hinweg stark ausgeprägte Transitionen vor und fehlt andererseits in den beiden wortfinalen Silben die sonst auch im Englischen übliche Entstimmung (siehe Seite 17). Diese beiden Faktoren tragen ganz erheblich zu dem auditiven Eindruck verschliffener Wort- und Silbenübergänge bei (→ 🎧12).

Der Nicht-Muttersprachler MA♂ zeigt keinen dieser durchgängigen Verläufe. Die wort-initialen Vokale werden mit jeweils deutlich ausgeprägten Glottisschlägen eingeleitet, was wiederum Pausen im Signal zur Folge hat. Und auch die ‘voice bar’ weist drei Unterbrechungen auf: Zwei in *houses*, wo MA♂ beide Male stimmloses [s] statt stimmhaftem [z] realisiert (siehe Seite 35)

und eine in *I've*, wo stimmloses [f] statt stimmhaftem [v] zu sehen ist. Der auditive Eindruck ist entsprechend nicht der verschliffener Wortübergänge.

Einige Anmerkungen sind noch in Hinblick auf die Vokalqualitäten notwendig: Die Vokalqualität des Muttersprachlers in *I've* ist aufgrund der starken Reduktionen nicht mehr mit Sicherheit zu identifizieren. Dem Höreindruck nach scheint zwar noch ein [ɪ]-Bestandteil vorhanden zu sein, die ohnehin minimale Bewegung im Formantenverlauf kann aber ebensogut nichts anderes als ein Transitionsverlauf sein. Der [ɪ]-Bestandteil ist daher in der Segmentierung eingeklammert. Ist tatsächlich nur ein [a] realisiert worden, so entspricht auch dies einer beschriebenen Variante dieses Wortes (vgl. EPD, [61]). Eine Folge der Sprechgeschwindigkeit ist sicherlich auch das darauffolgende [ə], das ja in unbetonter Position ohnehin die reduzierte Variante des Standardvokals, in diesem Fall des [ɐ], darstellen kann.

Ein wirklicher Fehler liegt bei dem letzten Vokal des Nicht-Muttersprachlers vor. Statt [ə] realisiert MA♂ hier [ɐ] (vgl. MACHELETT, [37]:52), was auch als Variante im Englischen nicht möglich ist. Zurückzuführen ist dies vermutlich auf das Schriftbild von *ever*, das mit seiner Graphemfolge <-er> an entsprechende Umgebungen des Deutschen erinnern mag (siehe Seite 24). Ein vergleichbares Beispiel liegt im Anhang vor.

**Diskussion** Dieses Beispiel weist noch einmal drei typische Fehlerquellen auf: Die Nicht-Verschleifung von Wortübergängen, die Nicht-Realisierung von Stimmhaftigkeit und die nicht vorgesehene Realisierung von R-Qualitäten – wobei letzteres wiederum auf eine falsche Orientierung am Schriftbild schließen läßt.

Die ersten beiden Punkte lassen überdies einen Zusammenhang erkennen. Denn der Vergleich zwischen der Silbenstruktur des Deutschen und der des Englischen hat bereits gezeigt, daß deutschen MuttersprachlerInnen die Bewahrung von Stimmhaftigkeit bei Plosiven und Frikativen im Onset leichter fällt als in der Coda (siehe Seite 15 und 17, Stichwort 'Auslautverhärtung').

Hätte MA♂ gebundene Wortübergänge realisiert, wären die stimmhaften finalen Konsonanten zwar nicht vollständig in den Onset gerückt (siehe Seite 34), dieser Position aber nahe genug gekommen, um – für einen deutschen Muttersprachler – leichter stimmhaft realisierbar zu sein. Die Vermeidung eines Fehlers hätte hier also auch die Vermeidung eines anderen Fehlers begünstigen können.

## Teil IV

# Schlußfolgerungen für Theorie und Praxis

*“Wenn das Endziel des aussprachlichen Lernprozesses ebenfalls eine unbewußte Artikulationskontrolle in der Fremdsprache ist, möchte man am liebsten einen Erwerb anstreben, der unter der Bewußtseinschwelle abläuft.”*

BARRY, [5]:2 f.

Die phonetische Beschreibungsebene bringt immer etwas andere Ergebnisse als die phonologische Beschreibungsebene. Auch unsere realen Daten haben nicht nur das gezeigt, was der theoretische Teil erwarten ließ.

Hatten wir dort etwa konstatiert, daß finale Plosive im Englischen nur sehr mäßig oder eigentlich überhaupt nicht aspiriert werden (siehe Seite 15), so haben wir nun auch bei den MuttersprachlerInnen deutliche Aspirationsphasen gefunden – und daß nicht nur bei den stimmlosen Plosiven, sondern auch bei den stimmhaften (vgl. Abbildung 4 und 6). Ähnlich waren bei Durchsicht des gesamten Materials auch bei den MuttersprachlerInnen gelegentlich Glottalisierungen und Glottal-Stops zu erkennen, auch dort, wo ein ‘linking r’ zu erwarten oder zumindest möglich gewesen wäre (so beobachtet in *“the zebra that loves bitter beer and peas”*, mit einer Pause zwischen ‘beer’ und ‘and’, vgl. Anhang I). Selbst dort, wo Stimmhaftigkeit lexikalisiert und ‘bedeutungsunterscheidend’ ist, wurde eben diese Stimmhaftigkeit nicht notwendigerweise realisiert. In der Praxis fallen also auch einmal die gerne zitierten ‘Minimalpaare’ zusammen (so beobachtet in *“you normally use for your coffee”* vs. *“no use, I bet”*, vgl. Anhang I). Die Liste solcher ‘Unregelmäßigkeiten’ ließe sich fortführen, und für einen Phonetiker wäre es unsinnig, solche Phänomene mit einem *“Was nicht sein kann, das nicht sein darf”* abzutun.

Damit liegt die erste Schlußfolgerung nahe: Man wird in Zukunft noch gründlicher untersuchen müssen, wie die einzelnen phonologischen Kategorien tatsächlich, d.h. phonetisch realisiert werden, wo es viel Spielraum gibt, wo wenig – ob und wie mit anderen Mitteln kompensiert wird. Die phonologischen Beschreibungen (der Zielsprache Englisch) sind sicherlich nicht immer zutreffend.

Gleichzeitig hat die Analyse der Sonagramme aber auch gezeigt, daß sich die im Theorieteil gewonnen ‘hypothetischen Interferenzen’ oftmals leicht belegen lassen: Das ‘dark l’ wurde als im Deutschen nicht vorhandenes Allophon, überhaupt nicht, bzw. nicht hinreichend realisiert (Seite 54 und 55). Die im Englischen essentielle Unterscheidung von [ɛ] und [æ] – im Deutschen so wiederum nicht vorhanden – führte bei den Nicht-MuttersprachlerInnen zu einem Zusammenfall von Minimalpaaren (Seite 57). Lange Vokale wurden von den deutschen EnglischsprecherInnen nicht diphthongisiert, damit fehlte ihnen ein wichtiges Charakteristikum des RP (Seite 59). Ebenso charakteristisch ist die [g]-Epenthese nach [ŋ], und auch hier traten Fehler auf (Seite 60). Durchgängige Fehler zeigten schließlich auch die größeren Analysebereiche ‘Reduktion’ und ‘Linking-Phänomene’. Reduziert wurde meistens nur das, was auch im Deutschen reduziert werden kann: [ɛ] bzw. [ə] (Abschnitt 14.5). Andere Vokalgrapheme als <e> riefen bei den Nicht-MuttersprachlerInnen nicht selten Realisierungen hervor, dafür umso öfter die auf eine Fehlinterpretation des Schriftbildes schließen ließen *“Tottenham Court Road”*, Seite 65). Gebundene Wortübergänge waren bei den meisten Nicht-MuttersprachlerInnen, wenn überhaupt, nur dort vorhandenen, wo die StudentInnen wohl immer wieder explizit darauf hingewiesen worden waren: in der ‘linking r’-Umgebung. An anderen Übergängen zu vokalinitialen Silben wurde das Silbenanlautgesetz (siehe Kapitel 5.2) eher dem Deutschen entsprechend befolgt und auf Glottalisierungen oder Glottal-

Stops zurückgegriffen (Seite 67 und 69). Schließlich waren immer wieder Fehler in Hinblick auf Stimmhaftigkeit und Vokalqualität zu beobachten. Die Stimmtongebung fehlte vor allem in der Coda, wo im Deutschen die sogenannte 'Auslautverhärtung' eintritt, gelegentlich aber auch im Onset (so etwa in *zoo*, vgl. Anhang E, oder *zebra*, vgl. Anhang J). Falsche Vokalqualitäten wurden vor allem dann realisiert, wenn der erforderliche englische Vokal nicht Teil des deutschen Lautinventars war. Auch das Schriftbild schien hier wieder eine Rolle zu spielen. In praktisch allen Fällen scheint es sich also um Fehler zu handeln, die nicht nur die Realisierungen von nicht-muttersprachlichen, sondern vor allem von deutschen Englischlernenden widerspiegeln. Einen noch etwas anderen Typ von Fehlern stellen die ebenfalls mehrfach aufgetauchten Amerikanismen dar. Wie schon in Kapitel 3 vermutet, sind sie wahrscheinlich das Ergebnis eines inkonsistenten Erwerbs des Englischen als Fremdsprache.

Noch basieren all diese Beobachtungen auf 'Einzelfällen'. Begleitet von den Hörbeispielen deuten sie aber doch an, daß die Diskrepanz zwischen Nicht-MuttersprachlerInnen und MuttersprachlerInnen durchaus beachtlich ist und die Zugehörigkeit zur jeweiligen Gruppe meist nur zu deutlich erkennbar. Die Art der Fehler wiederholt sich innerhalb der nicht-muttersprachlichen Gruppe beinahe regelhaft. Die Fehler selbst stehen wiederum in Zusammenhang: Mitunter hätte die Vermeidung eines Fehlers auch die Vermeidung eines anderen Fehlers begünstigt (siehe Seite 66 und 70).

Daraus lassen sich zwei weitere Schlußfolgerung ableiten: Zum einen scheinen Aussprachefehler bis zu einem gewissen Grad tatsächlich aus der phonologischen Analyse heraus vorhersagbar zu sein. Zum anderen lassen die hier aufgetretenen Aussprachefehler eine Systematik erkennen – und das sowohl interindividuell als auch intraindividuell. Wie bereits in Abschnitt 10 angedeutet werden weitere empirische Messungen notwendig sein, um die Diskrepanzen zwischen Nicht-MuttersprachlerInnen und MuttersprachlerInnen nicht nur illustrieren, sondern auch beweisen zu können. Und auch in Hinblick auf die 'Koppelung von Fehlerquellen' werden noch einige empirische und vor allem statistische Auswertungen durchzuführen sein.

Was bedeutet dies alles aber nun für den Sprachunterricht?

Sicher scheint mir: Die Interferenzen zwischen Muttersprache Deutsch und Fremdsprache Englisch müssen auf irgendeine Weise vermittelt werden. Die hier vorgenommene Auswertung realer Daten hat gezeigt, daß selbst bei fortgeschrittenen Lernern zur Genüge Fehler auftreten, deren Ursachen im System der Muttersprache zu finden sind. Die Frage ist, wie Interferenzen sinnvoll und vor allem ökonomisch zu vermitteln sind. Denn natürlich wäre es von Vorteil, wenn SprachlerInnen nicht mit einer unübersichtlichen Anzahl von Regeln und Einzelheiten konfrontiert werden müßten. Eine Voraussetzung ist ein gewisses Grundwissen über die phonologische Struktur der Muttersprache, u.U. sogar über die phonologische Struktur des entsprechenden muttersprachlichen Dialekts (vgl. hierzu die Arbeit von GERMER [18]). Nur so kann m.E. verstanden werden, worin überhaupt die Unterschiede zur Fremdsprache bestehen. Und genau hier beginnen schon die Probleme, denn linguistische oder gar phonetische Aspekte irgendeiner Sprache sind sicherlich nicht Teil der Schullehrpläne. Genauso ist es nicht eigentliche Aufgabe des Anglistikstudiums, auch noch auf das Deutsche einzugehen. Eine weitere Bedingung, vor allem für den Schulunterricht, ist die Abstraktion von der Graphem-Ebene, also das Verständnis, daß Sprache nicht aus Buchstaben, sondern aus Lauten besteht, daß die Buchstaben-Laut-Zuordnung nichts anderes als eine Konvention der jeweiligen Sprache ist und daß solche Konventionen nicht ohne weiteres übertragbar sind. Das mag zunächst selbstverständlich klingen, ist es aber keineswegs, wenn wir

an die Reihenfolge des Lernens im Zweitspracherwerb denken. Anders als in der Muttersprache tritt hier die Schriftlichkeit mindestens gleichzeitig mit der Mündlichkeit auf, wenn nicht sogar früher. Mit der Orthographie als notwendigem Lernziel neigen LehrerInnen sicherlich oft dazu, Wörter überkorrekt, Silbe für Silbe, auszusprechen, um Schreibfehler zu vermeiden. Gerade das erscheint mir aber auch sehr geeignet, um in den Lernenden muttersprachliche Kategorien anzulegen und den Erwerb fremdsprachlicher 'connected speech processes', wie etwa Reduktionen oder Assimilationen, zu verhindern. Fehler wie sie später z.B. in *extraordinary* auftreten (siehe Seite 62) illustrieren dies m.E. sehr überzeugend.

Welche Abstraktionseinheiten sollen also die 'Buchstaben' im Sprachunterricht ersetzen? Die Lehre an der Universität hat sich hier zweifellos für das Phonem entschieden – und auch das stößt unweigerlich auf Kritik. Ein entschiedener Gegner phonemgebundener Konzepte für alle Formen des Ausspracheunterrichts ist z.B. PASCOE. Einen Kollegen zitierend sieht er hier das Problem,

*daß man Phoneme [...] weder lehren noch lernen kann; lehr- und lernbar sind dagegen nur konkrete, wahrnehmbare phonetische Ereignisse*

KELZ nach PASCOE, [45]:11

Die naheliegendste Schlußfolge scheint der Wechsel auf die Allophonebene zu sein, wie er ja auch im Analyseteil dieser Arbeit realisiert wurde. PASCOE spricht in solchen Fällen von "*subphonemischer Genauigkeit*" ([45]:11). Eine direkte Umsetzung in den Fremdsprachenunterricht wirkt jedoch fast unmöglich und würde vor allem keineswegs die Anzahl der zu erlernenden Regeln und Einzelheiten verringern.

Praktikabler erscheint es, die Fremdsprache als neues System zu betrachten und die Vermittlung ihrer Systematik anzustreben. Als sinnvoll einsetzbar könnte man sich z.B. TILLMANNs syntagmatische und paradigmatische Ebene (siehe Seite 10), das Prinzip der Universalien und der Markiertheit (siehe Seite 32), die Silbenanlautgesetze und die sprachspezifischen Silbenstrukturbedingungen (siehe Seite 27) vorstellen. All diese Konzepte haben den Vorteil, daß sie, einmal verinnerlicht, für jede neue Fremdsprache neu umsetzbar sind und das Verständnis für gesprochene Sprache an sich vertiefen. Überdies könnten aus detaillierten phonologischen Analysen Prinzipien und aus diesen wiederum Übungen abgeleitet werden, die möglicherweise besser und schneller zu vermitteln wären als sämtliche Regeln und Einzelheiten. Angewandt auf das Englische könnten solche Prinzipien für einen deutschen Muttersprachler z.B. wie folgt lauten:

1. Reduziere alle unbetonten Vokale zu Schwa.
2. Spreche alle Silben gebunden. Das Ende einer Silbe wird mit dem Anfang der nächsten verbunden.
3. Beachte bei jedem englischen Wort, ob die enthaltenen Frikative und Plosive stimmhaft produziert werden müssen oder stimmlos.

Zu beobachten wäre dann auch, inwieweit hier Imitation und vor allem Übertreibung auftritt und dies wiederum den Lernprozeß fördert. Als ebenfalls noch relativ einfach könnte sich überdies die Untersuchung und Vermittlung gekoppelter Fehlerquellen herausstellen. In Betracht gezogen werden müßte hier etwa der Zusammenhang von Betonungsmustern und Vokalqualitäten (siehe Seite 66), Vokallänge und Stimmhaftigkeit (siehe Seite 57), verschliffenen Wortübergängen und stimmhafter Coda (siehe Seite 70), usw.

In ein umfassendes systematisches Verständnis einer Fremdsprache müssen letztendlich natürlich noch viele weitere Faktoren einfließen. Stellvertretend sei hier nur die 'artikulatorische Grundeinstellung' genannt, von der auch schon im phonologischen Analyseteil mehrfach die Rede

war (siehe z.B. Seite 21). Hier stoßen wir allerdings nicht nur an die Grenzen der Lehre, sondern auch an die der bisherigen Grundlagenforschung. Bei BARRY wird dieses Dilemma sehr deutlich. Er konstatiert einerseits:

*Was bei der Umstellung der 'Motorbefehle' an die einzelnen Sprechorgane im Lernenden vor sich geht, ist so gut wie unbekannt."*

BARRY, [5]:10

und fordert andererseits:

*Die Frage, die allen Ausspracheübungen zugrundeliegen müßte, ist: Was ermöglicht dem Lernenden, seine gewohnte Artikulation zu ändern? An erster Stelle muß stehen: das Bewußtsein, daß er anders als üblich sprechen muß."*

BARRY, [5]:11

Parallel zu allen Überlegungen, die Vermittlungsmöglichkeiten betreffen, muß also noch weiter Grundlagenforschung betrieben werden.

Die letzte Schlußfolgerung dieser Arbeit ergibt sich aus der Synthese der eben vorgestellten Konzepte: Der Erwerb der Lautstruktur einer Fremdsprache ist ein Prozeß, der von vielen Faktoren beeinflusst wird. Will man diesen Prozeß beobachten und beschreiben, sollte man sich ihm auch von verschiedenen Seiten nähern. Genau dies wurde in der vorliegenden Arbeit mit der Verknüpfung von Phonetik und Phonologie versucht.

## Literatur

- [1] Anderson, Stephen (1985). *Phonology in the Twentieth Century – Theories of Rules and Theories of Representations*. Chicago, London: The University of Chicago Press.
- [2] Arnold, Roland und Hansen, Klaus (<sup>10</sup>1996). *Englische Phonetik*. Leipzig, Berlin, München: Langenscheidt.
- [3] Ashby, Michael und Ashby, Patricia (1990). *Generalizations on RP Consonant Clusters*. in: [50]. 168-177.
- [4] Barry, William et al. (Hgg.) (1975). *Phonetik und Ausspracheunterricht*. Arbeitsberichte Nr. 4. Institut für Phonetik, Universität Kiel.
- [5] Barry, William (1975 a). *Das Dilemma des Ausspracheunterrichts*. in: [4]. 1-19.
- [6] Barry, William and Addison, Anthony (Hgg.) (1996). *Proceedings of a Workshop on English Pronunciation Training at German Universities, Colleges of Education and Polytechnics*. in: PHONUS, No. 2. Saarbrücken.
- [7] Baudoin de Courtenay, Jan (1895). *Versuch einer Theorie phonetischer Alternationen*. Strasbourg: Trübner.
- [8] Bußmann, Hadumod (1990). *Lexikon der Sprachwissenschaft*. Stuttgart: Kröner.
- [9] Butcher, Andrew (1975). *The Influence of the Native Language on the Perception of Vowel Quality*. Arbeitsberichte Nr. 5. Institut für Phonetik, Universität Kiel.
- [10] Chomsky, Noam und Halle, Morris (1968). *The Sound Pattern of English*. New York: Harper & Row.
- [11] Coates, John (1986). *Pronunciation and Personality – A Study of Personal Factors in German Students' Pronunciation of English*. Bochum: AKS-Verlag.
- [12] Cruttenden, Alan (1986). *Intonation*. Cambridge: University Press.
- [13] Delattre, Pierre (1965). *Comparing the Phonetic Features of English, French, German and Spanish: An Interim Report*. Heidelberg: Julius Groos.
- [14] Duncan, Delia (1996). *Teaching Pronunciation at German Universities: Are we teaching what we should be teaching?* in: [6]. 1-5.
- [15] Dretzke, Burkhard (1998). *Modern British and American Pronunciation*. Paderborn: Ferdinand Schöningh (UTB)
- [16] von Essen, Otto (1956). *Grundzüge der hochdeutschen Satzintonation*. Ratingen, Düsseldorf: A. Henn.
- [17] Fox, Anthony (1981). *Fall-rise Intonations in German and English*. in: Russ, Charles (Hg.). *Contrastive Aspects of English and German*. Heidelberg: Julius Groos. 55-72.
- [18] Germer, Erich (1977). *Deutsche Mundart und englische Aussprache*. Berlin: Cornelsen-Velhagen & Clasing.
- [19] Giegerich, Heinz (1992). *English Phonology – An Introduction*. Cambridge: University Press.
- [20] Giles et al. (1990). *The Social Meaning of RP: An Intergenerational Perspective*. in: [50]. 191-211.
- [21] Gimson, A.C. (<sup>5</sup>1994). *Gimson's Pronunciation of English*. Revised by Alan Cruttenden. London: Arnold.

- [22] Gnutzmann, C. (1975). *Schwache Formen ('weak forms') im Deutschen und ihre Bedeutung für den Fremdsprachenunterricht*. in: [4]. 73-90.
- [23] Grabe, Esther (1998a). *Comparative Phonology: English and German*. MPI Series in Psycholinguistics.
- [24] Grabe, Esther (1998b). *Pitch accent realisation in English and German*. in: *Journal of Phonetics* 26, 129-144.
- [25] Hakkarainen, Heikki J. (1995). *Die Phonetik des Deutschen*. München: Wilhelm Fink / UTB.
- [26] Hall, T. Allen (2000). *Phonologie – Eine Einführung*. Berlin: de Gruyter.
- [27] Harris, John (1994). *English Sound Structure*. Oxford: Blackwell.
- [28] Jones, Daniel (<sup>9</sup>1969). *An Outline of English Phonetics*. Cambridge: Heffer & Sons.
- [29] von Kempelen, Wolfgang (1970; Originalerscheinungsjahr:1791). *Mechanismus der menschlichen Sprache nebst Beschreibung einer sprechenden Maschine*. Stuttgart: Friedrich Frommann.
- [30] Kohler, Klaus (1995). *Einführung in die Phonetik des Deutschen*. 2. neubearbeitete Auflage. Berlin: Erich Schmidt.
- [31] Kohler, Klaus (2000). *Linguistic and Paralinguistic Functions of Non-Modal Voice in Connected Speech*. in: *Proceedings of the 5<sup>th</sup> Seminar on Speech Production*. Kloster Seeon. 121-124.
- [32] Kreidler, Charles (1989). *The Pronunciation of English – A Coursebook in Phonology*. Oxford: Blackwell.
- [33] Kufner, Herbert (1971). *Kontrastive Phonologie Deutsch – Englisch*. Stuttgart: Ernst Klett.
- [34] Kühnert, Barbara (1996). *Die alveolar-velare Assimilation bei Sprechern des Deutschen und des Englischen – kinematische und perzeptive Grundlagen*. in: *FIPKM* 34. 175-392.
- [35] Ladefoged, Peter (1975). *A Course in Phonetics*. New York: Harcourt Brace Jovanovich.
- [36] Lewis, J. Windsor (1990). *HappY Land Reconnoitred: the Unstressed Word-Final -y Vowel in General British Pronunciation*. in: [50]. 159-167.
- [37] Machelett, Kirsten (1994). *Das Lesen von Sonagrammen in der Phonetik*. Magisterarbeit am Institut für Phonetik und Sprachliche Kommunikation, LMU München.
- [38] Mangold, Max (Hg.) (<sup>3</sup>1990). *DUDEN Aussprachewörterbuch*. Mannheim: Dudenverlag.
- [39] Markham, Duncan (1997). *Phonetic Imitation, Accent, and the Learner*. Lund: University Press.
- [40] Martinet, André (1990). *'Inverted v' in Contemporary English*. in: [50]. 155-158.
- [41] Marton, Waldemar (1973). *Contrastive Analysis in the Classroom*. in: *Papers and Studies in Contrastive Linguistics* 1. 15-22.
- [42] Matthews, P.H. (Hg.) (1997). *The Concise Oxford Dictionary of Linguistics*. Oxford: University Press.
- [43] Missaglia, Federica (1999). *Contrastive Prosody in SLA – An Empirical Study with Adult Italian Learners of German*. in: *Proceedings of the 14th ICPhS*. San Francisco. 551-554.
- [44] Moulton, William (1962). *The Sounds of English and German*. Chicago: The University of Chicago Press.

- [45] Pascoe, Graham (1987). *Die Aussprache des Englischen an bayerischen Schulen: Untersuchungen an Gymnasien, Realschulen und Hauptschulen*. München: Profil.
- [46] Pascoe, Graham (1996). *Pronunciation Analysis and Teaching*. in: [6]. 109-122.
- [47] Pompino-Marschall, Bernd (1995). *Einführung in die Phonetik*. Berlin: de Gruyter.
- [48] Potter, R., Kopp, G. und Green, H. (1947). *Visible Speech*. New York: D. van Nostrand.
- [49] Ramers, Karl-Heinz und Vater, Heinz (<sup>4</sup>1995). *Einführung in die Phonologie*. Hürth: Gabel.
- [50] Ramsaran, Susan (Hg.) (1990). *Studies in the Pronunciation of English – A Commemorative Volume in Honour of A.C. Gimson*. London: Routledge.
- [51] Ramsaran, Susan (1990). *RP: Fact and Fiction*. in: [50]. 178-190.
- [52] Sapir, Edward (1921). *Language*. New York: Harcourt, Brace & World.
- [53] Scherer, Günther und Wollmann, Alfred (<sup>3</sup>1986). *Englische Phonetik und Phonologie*. Berlin: Erich Schmidt.
- [54] Sendlmeier, Walter (1994). *Phonetisch-rezeptive Aspekte des Fremdspracherwerbs*. in: ZFF, Band 94/5, Heft 1. 26-42.
- [55] Sharpe, Catherine (1996 b). *Measuring the Students Progress in Intonation and Pronunciation – The ‘Before-and-After’ Effect*. in: [6]. 149-154.
- [56] Shaw, George B. (<sup>11</sup>1964). *Pygmalion*. London: Longman.
- [57] Tillmann, Hans Günther mit Mansell, Phil (1980). *Phonetik – Lautsprachliche Zeichen, Sprachsignale und lautsprachlicher Kommunikationsprozeß*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- [58] Trubetzkoy, Nikolai S. (<sup>4</sup>1967). *Grundzüge der Phonologie*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- [59] Weber, Andrea (2001). *Language-Specific Listening: The Case of Phonetic Sequences*. MPI Series in Psycholinguistics.
- [60] Wells, John (1982). *Accents of English*. 3 Volumes. Cambridge: University Press.
- [61] Wells, John (1990). *Longman Pronunciation Dictionary*. Essex: Addison Wesley Longman Ltd.
- [62] Wiese, Richard (1996). *The Phonology of German*. Oxford: Clarendon Press.

<b>FIPKM</b>	Forschungsberichte des Instituts für Phonetik und Sprachliche Kommunikation der Universität München
<b>PHONUS</b>	Berichte zur Phonetik, Universität des Saarlandes
<b>ZFF</b>	Zeitschrift für Fremdsprachenforschung



## B Die Umsetzung der zentralen Allophone in SAMPA

Für weitere Informationen sei der Leser auf die SAMPA-Homepage verwiesen:  
<http://www.phon.ucl.ac.uk/home/sampa/home.htm>

I	ɪ	
e	e	
æ	æ	(Auf das übliche SAMPA-Symbol { wurde hier verzichtet.)
O	ɔ	
U	ʊ	
@	ə	
6	ɐ	

i:	i:(i)
u:	u:(i)
3:	ɜ:
A:	ɑ:
E:	ɛ:

eI	eɪ
aI	aɪ
OI	ɔɪ
@U	əʊ
aU	aʊ
I@	ɪə
e@	eə
U@	ʊə

Die Konsonanten-Symbole sind noch intuitiver zu verwenden. Zu erläutern sind hier nur einige wenige.

T	θ
D	ð
S	ʃ
Z	ʒ
N	ŋ
r	ɹ

?	ʔ	bzw. Glottalisierung
H	h	

## C Weitere Sonagramme zu 14.1: 'Dark l'

Abbildung 13: 'Clear l' statt 'dark l' in hill or in, 🎵13

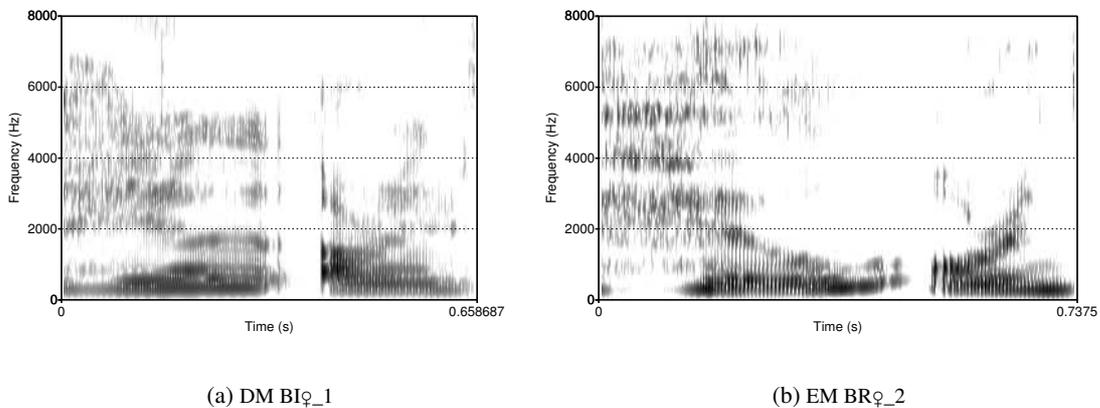


Abbildung 14: Nativenahes 'dark l' in hill or in, 🎵14

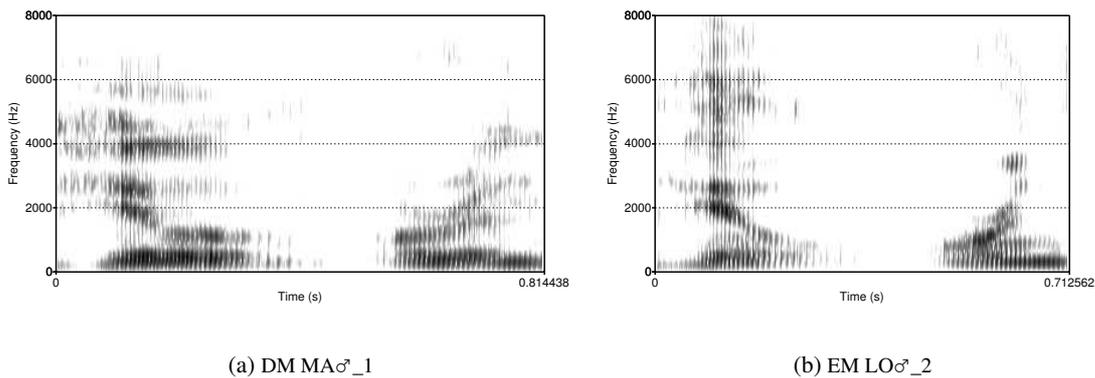
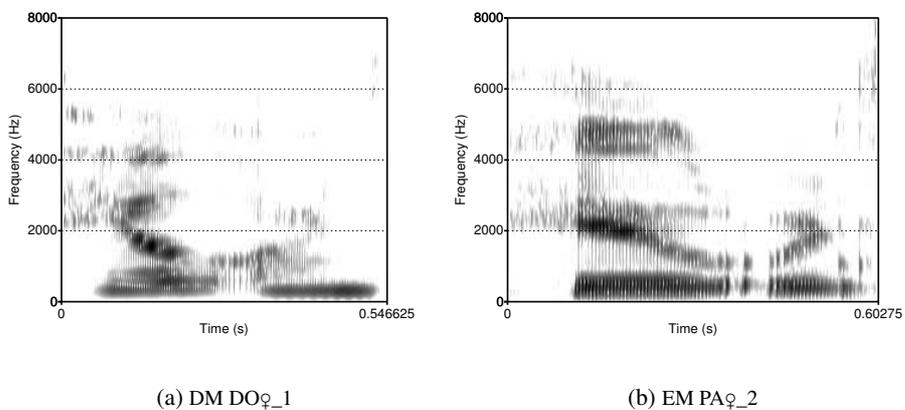
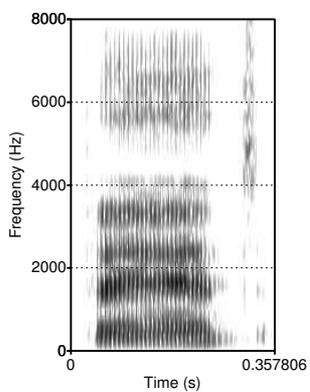


Abbildung 15: Zwischen 'clear l' und 'dark l' in hill or in, 🎵15

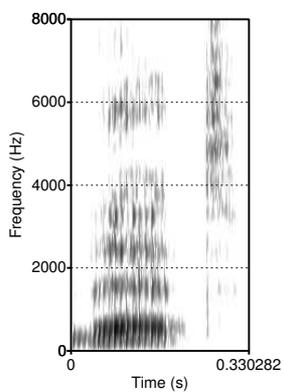


## D Weitere Sonagramme zu 14.2: [æ] versus [ɛ]

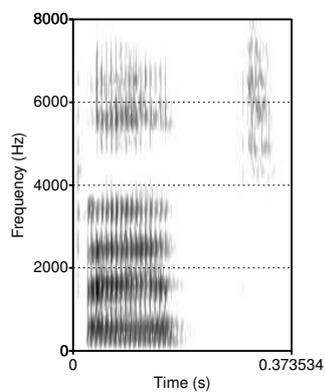
Abbildung 16: Unzureichende Vokalqualitäten-Unterscheidung in bed, bet, bat, 16, 17



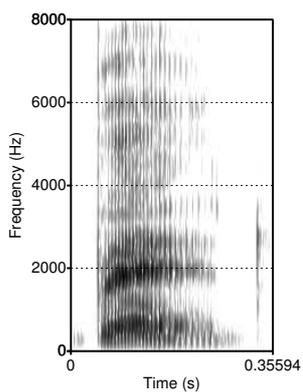
(a) DM AN $\sigma_2$ : *bed*



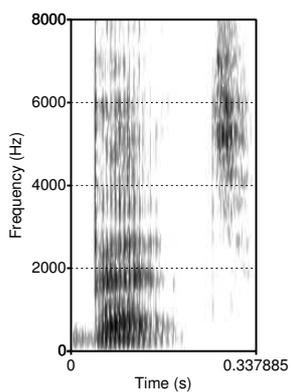
(b) DM AN $\sigma_2$ : *bet*



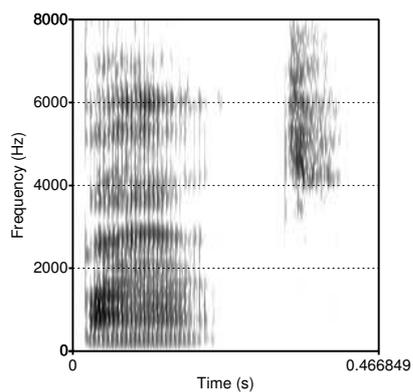
(c) DM AN $\sigma_2$ : *bat*



(d) EM LO $\sigma_2$ : *bed*

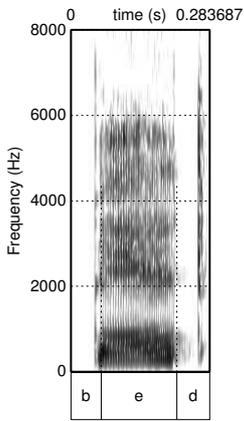


(e) DM LO $\sigma_2$ : *bet*

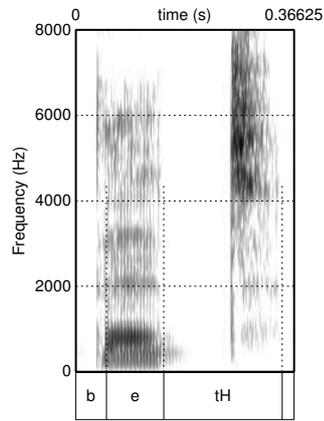


(f) DM LO $\sigma_2$ : *bat*

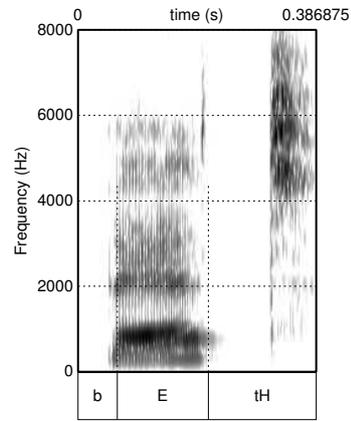
Abbildung 17: Unzureichende Vokalqualitäten-Unterscheidung in bed, bet, bat, 17



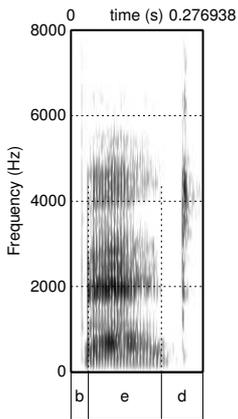
(a) DM BI $\phi$ \_2: *bed*



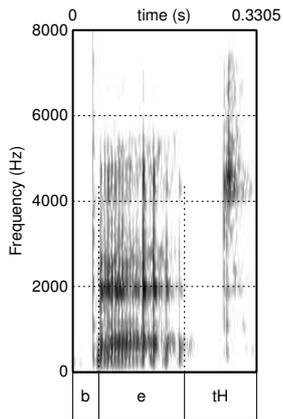
(b) DM BI $\phi$ \_2: *bet*



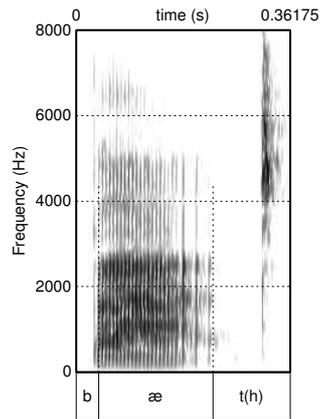
(c) DM BI $\phi$ \_2: *bat*



(d) EM PA $\phi$ \_1: *bed*



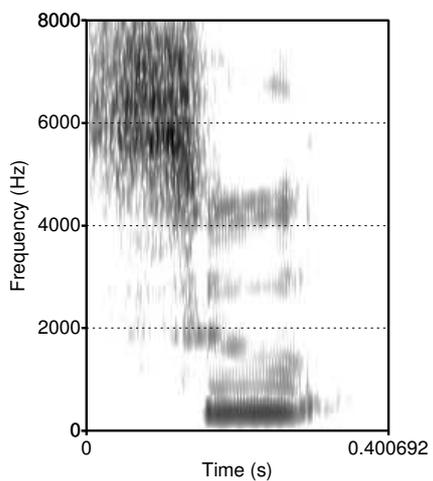
(e) EM PA $\phi$ \_1: *bet*



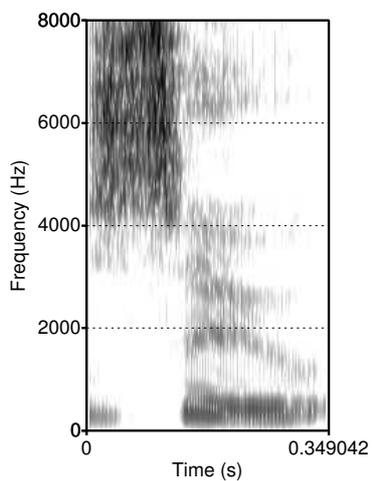
(f) EM PA $\phi$ \_1: *bat*

## E Weitere Sonagramme zu 14.3: Die Diphthongisierung von Monophthongen

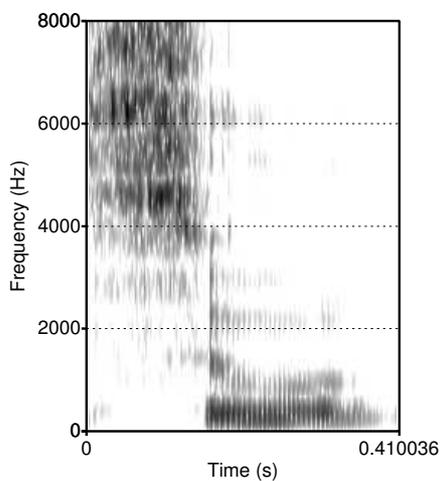
Abbildung 18: Keine Diphthongisierung in zoo, 18



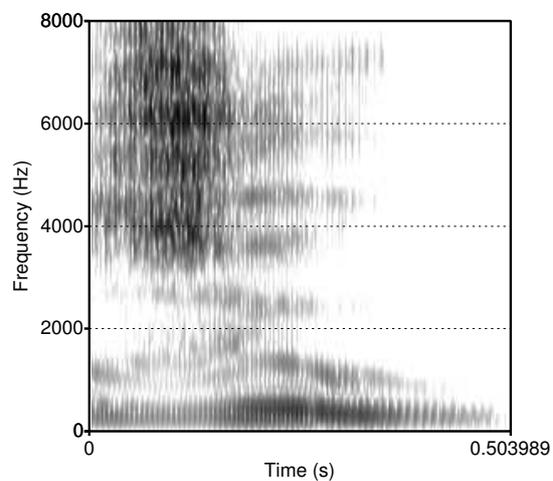
(a) DM BI $\varphi$ \_2



(b) EM BR $\varphi$ \_2



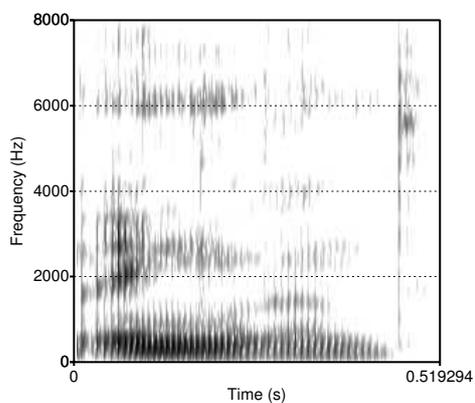
(c) DM ER $\sigma$ \_2



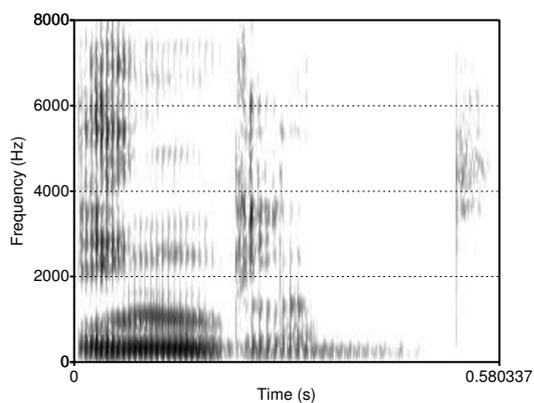
(d) EM LO $\sigma$ \_2

## F Weitere Sonagramme zu 14.4: [ŋ] + [g]

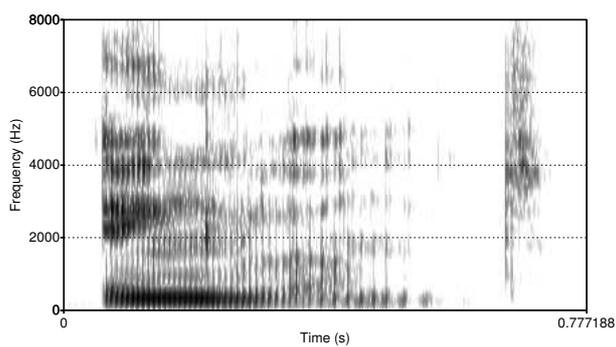
Abbildung 19: Fehlender Plosiv in England, 🎵19



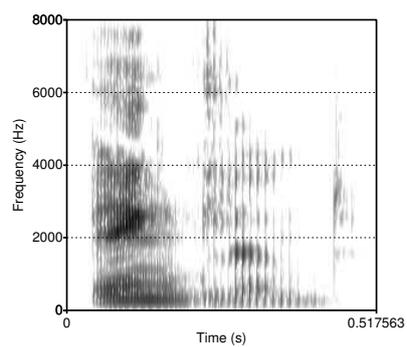
(a) DM ER $\sigma$ \_2



(b) EM LO $\sigma$ \_2



(c) DM MA $\sigma$ \_2

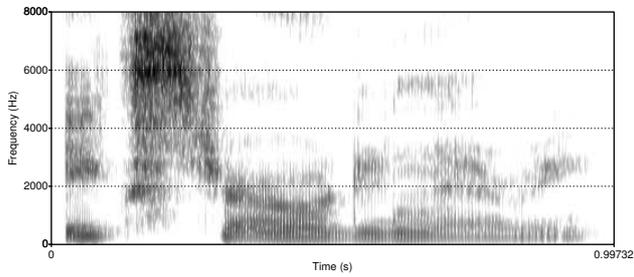


(d) EM CR $\sigma$ \_2

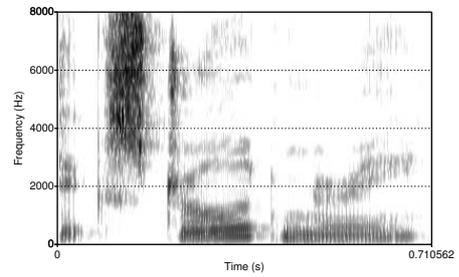
Anmerkung: Zur Unterscheidbarkeit von Nasalen und stimmhaften Plosiven im Sonagramm vergleiche MACHELETT, [37]:94 f.!

## G Weitere Sonagramme zu 14.5: Reduktionen

Abbildung 20: Zu wenig Reduktionen in extraordinary, 🎵20

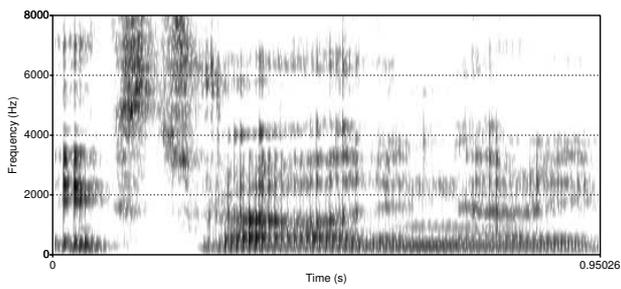


(a) DM SA $\varphi$ \_2

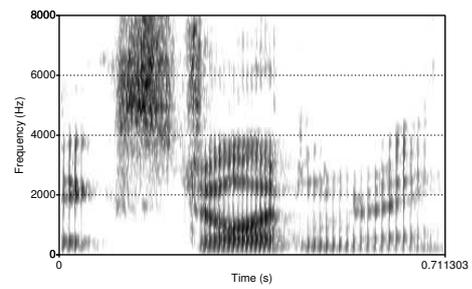


(b) EM BR $\varphi$ \_2

Abbildung 21: Reduktionen in extraordinary, 🎵21

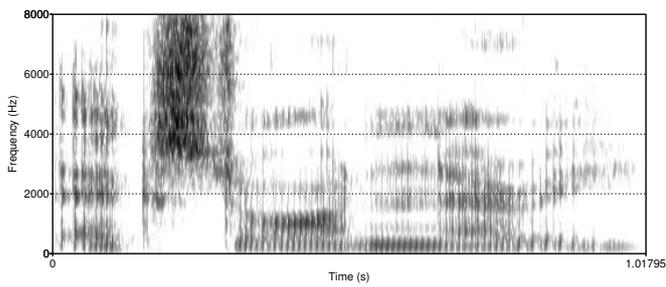


(a) DM AN $\sigma$ \_2

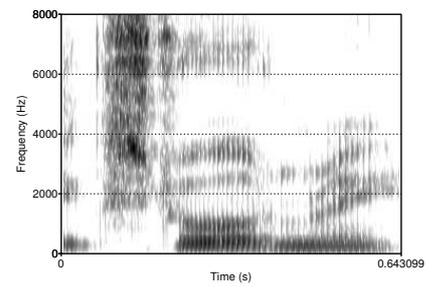


(b) EM CR $\sigma$ \_2

Abbildung 22: Zu wenig Reduktionen in extraordinary, 🎵22



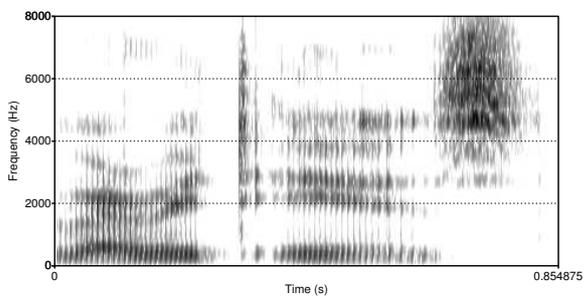
(a) DM MA $\sigma$ \_2



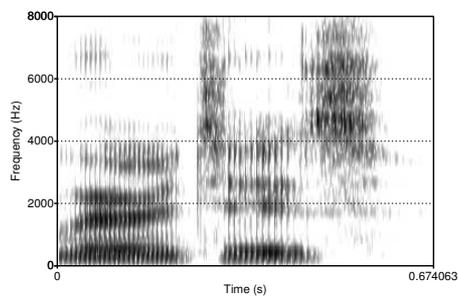
(b) EM HO $\sigma$ \_2

## H Weitere Sonagramme zu 14.6: Linking-Phänomene

Abbildung 23: Nur teilweises 'linking' in where it is, 🎵23

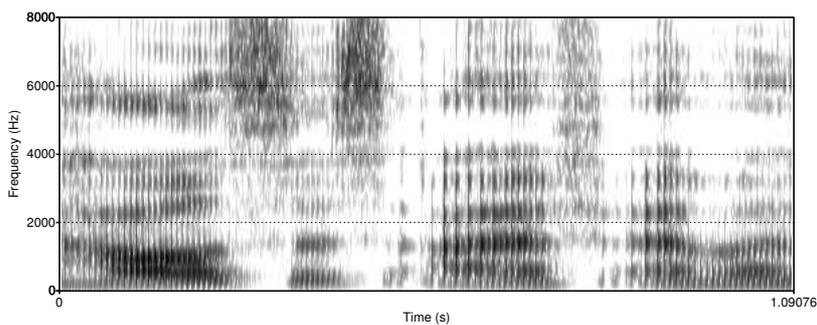


(a) DM MA $\sigma$ \_2

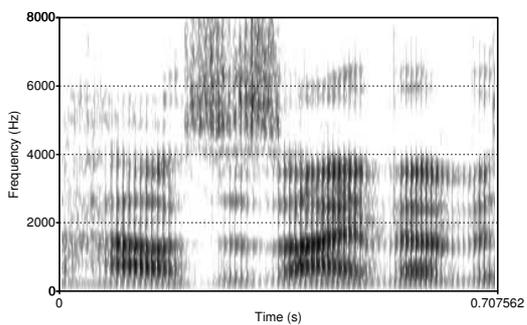


(b) EM HO $\sigma$ \_2

Abbildung 24: Kein 'linking' in houses I've ever, 🎵24



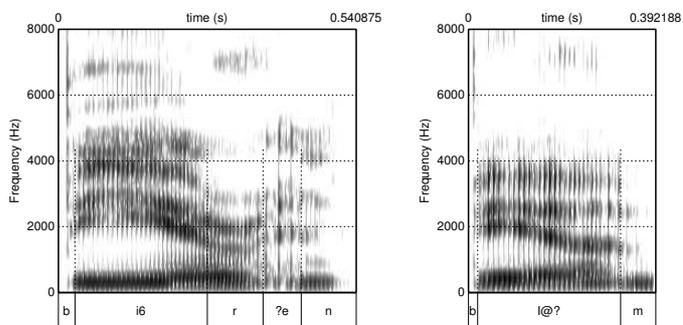
(a) DM AN $\sigma$ \_2



(b) EM CR $\sigma$ \_2

# I Unerwartetes in muttersprachlichen Realisierungen

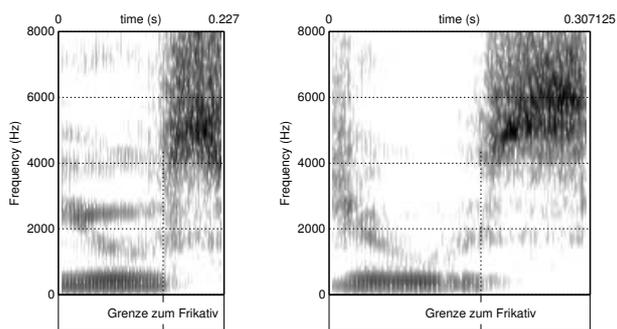
Abbildung 25: Glottalisierung statt 'linking r' in beer and, 🎵25



(a) DM MA $\sigma$ \_2

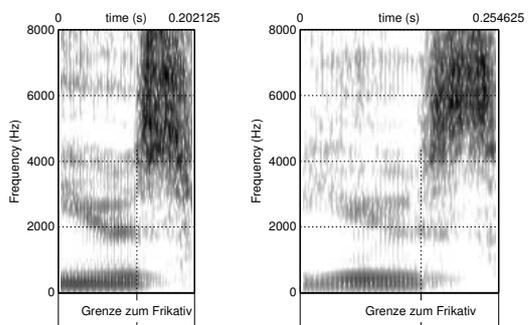
(b) EM HO $\sigma$ \_2

Abbildung 26: Keine Stimmtonunterscheidung in use(v) bzw. use(n), 🎵26



(a) DM SA $\varphi$ \_2: *use (v)*

(b) DM SA $\varphi$ \_2: *use (n)*



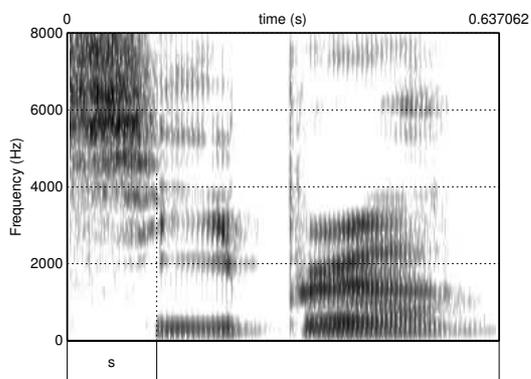
(c) EM BR $\varphi$ \_2: *use*

(d) EM BR $\varphi$ \_1: *use (n)*

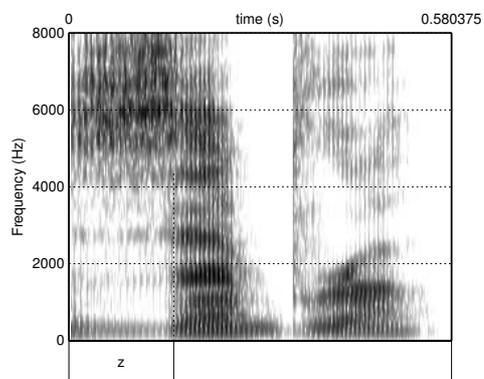
(v)

## J Ein weiterer Fehler bei der Stimmtongebung

Abbildung 27: Fehlende Stimmtongebung im Onset von zebra, 27



(a) DM ER $\sigma$ \_2



(b) EM LO $\sigma$ \_2